

Repertorium medicohistoricum Aquense

Ein Beitrag zur medizinhistorischen Topographie

von Egon Schmitz-Cliever *

Abkürzungen:

KDRh: Kunstdenkmäler der Rheinprovinz

MG: Monumenta Germaniae Historica

StA: Stadtarchiv Aachen

ZAGV: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins

Der Entschluß der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, die Erforschung der medizinhistorischen Denkmäler auf eine breitere Basis zu stellen, forderte eine systematische Bestandsaufnahme aller Zeugnisse der medizinischen Vergangenheit als Ausgangspunkt für wissenschaftliche Bemühungen auf diesem Gebiet. Die »medizinhistorische Topographie« ist im weitesten Sinne als eine Erfassung, Beschreibung und Interpretation aller Hinterlassenschaften der früheren Heilkunde zu verstehen, die als bauliche Anlagen, als Werke der bildenden Kunst oder als repräsentative Archiv- und Bibliotheksschätze unser Wissen von der Entwicklung der Medizin entscheidend vervollständigen, da ohne deren Kenntnis die enge Verflechtung von Medizin und Kultur nicht deutlich gemacht werden kann. Jeder Fund wird hier zum Glied einer Kette, ihre Gesamtheit ergänzt und bestätigt die literarischen Zeugnisse der Medizingeschichte im Konkreten, Irrtümer werden korrigiert und neue Probleme aufgezeigt.

Eine Bestandsaufnahme ist um so dringlicher, als durch Kriegseinwirkung zahlreiche medizinhistorische Denkmäler verloren gingen und die uns noch verbliebenen Schätze der Vergangenheit durch natürlichen Verfall oder durch »Planungen« bedroht sind. Bedeutende archäologische Fundstellen, die neuzeitlichen Planungen weichen müssen, werden vor ihrem Verschwinden wenigstens durch eine

genaue Erforschung und Dokumentation im wissenschaftlichen Sinne erhalten; ähnliches ist auch für die medizinhistorischen Denkmäler anzustreben, von denen aber mitunter nicht einmal bekannt ist, daß es sich dabei überhaupt um Zeugen der medizinischen Vergangenheit handelt.

Die vorliegende Arbeit will eine solche Bestandsaufnahme versuchen, und zwar für den Bereich der Stadt Aachen – scheinbar ein ortsgeschichtliches Anliegen, in Wirklichkeit aber ein Beitrag paradigmatischer Art, der dann seinen Zweck erfüllt, wenn er mit ähnlichen Darstellungen anderer Städte und Landschaften verglichen und zur Erzielung übergeordneter Ergebnisse ausgewertet wird.

Es liegt im Wesen einer medizinhistorischen Topographie, daß sie, formal gesehen, zu einer Katalogarbeit führen mußte. Der einzige verbindende Leitgedanke ist eben der einer Bestandsaufnahme; die historische Würdigung, die Beschreibung und die Interpretation des einzelnen Topos bringen dagegen sehr heterogene Einzelheiten, die in größere Zusammenhänge hineingestellt sein wollen. Sie stellen ein Rohmaterial dar. So gliedern sich etwa die Ausführungen über das Leprosorium Melaten nachträglich in die Gesamtdarstellung der mittelalterlichen Aussätzigenhäuser in Jettens »Geschichte des Hospitals«¹ als Baustein ein. In Rudolf Virchows zusammenfassender Geschichte der Leprosorien nach dem damaligen Wissensstand (1860)

* Die kunsthistorischen Katalogtexte wurden von E. G. Grimme zusammengestellt.

wurde z. B. das Aachener Aussätzigenhaus Melaten nicht erwähnt. Auch die Ikonographie bestimmter Krankheiten, wie etwa der Syphilis in der Malerei des 16. Jahrhunderts, müssen vom Einzelfund zur Gesamtdarstellung reifen. Eine Problemgeschichte des Themas »Medizin und Kunst« harrt noch immer einer umfassenden Gestaltung. Hierzu soll im folgenden eine systematische Materialsammlung beige-steuert werden, die in der Zukunft durch neue Funde – besonders archäologische – zu ergänzen sein wird.

Der künstlerischen Gestaltung des Symbolhaften steht die realistisch-naturalistische Sehweise gegenüber, aber schon die enge Verbindung von Symbol und Unterbewußtsein läßt erwarten, daß symbolische Darstellungen auch in medizinischer Sicht bedeutungsvoll werden. Das Symboldenken, von Ludwig Klages »beseeltes Schauen« und »schauendes Denken« genannt, ist Ausdruck eines Weltbildes, dem sich Makro- und Mikrokosmos nicht durch rationale Funktionen, sondern durch das Bildhafte erschließt. »Die wahre Symbolik ist eine lebendig- Augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen« (Goethe). So gewähren die Pfeilsymbolik des Apollo-Sebastianuskultes (s. S. 247) und das Wiedergeburtssymbol der kranken Pilger am Karlsthron (s. S. 198) einen Einblick in diese medizinhistorisch wichtigen Denkformen vergangener Kulturepochen und beweisen, daß auch solche Phänomene eine medizinhistorische Deutung erwarten. Nicht nur die vordergründig-realistischen Werke etwa der niederländischen Malerei mit ihren minutiösen Wiedergaben des Krankhaften tragen zur Vermehrung unserer medizinischen Kenntnisse bei, sondern auch die Enträtselung verborgener Symbolgehalte in der Kunst der Antike und des Mittelalters, aber auch der Kunst des 20. Jahrhunderts.

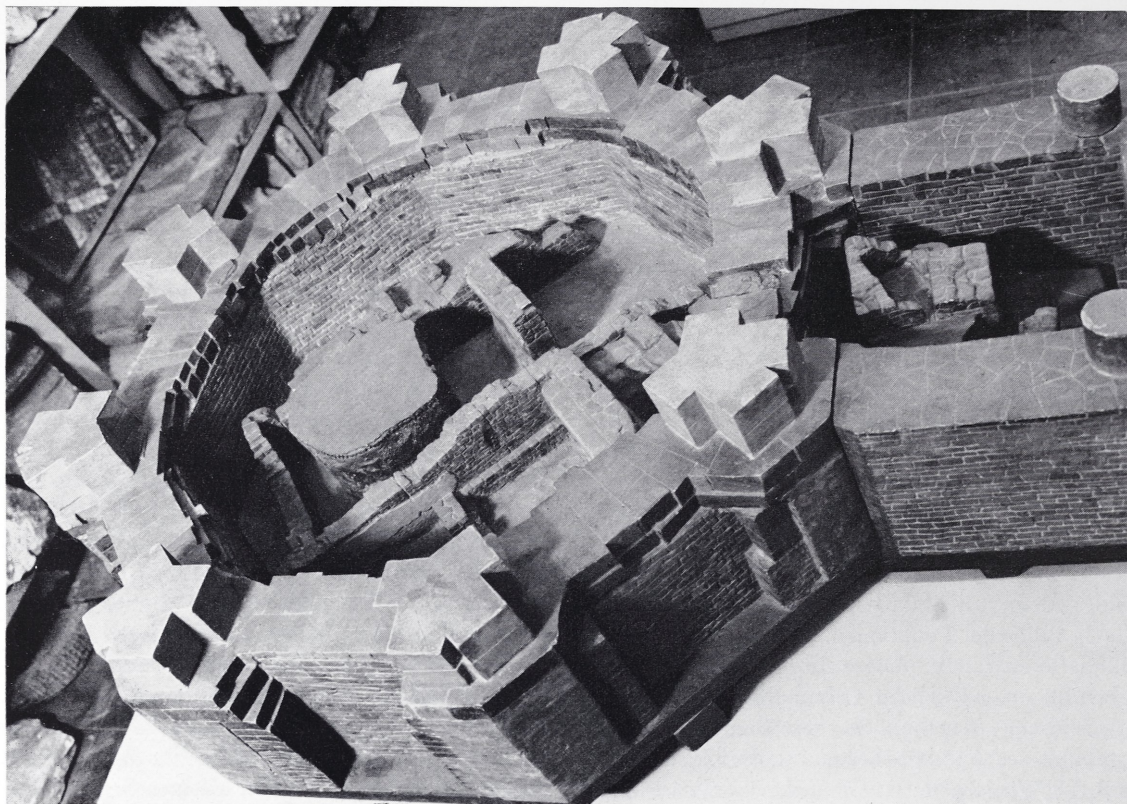
¹ D. Jetter, Geschichte des Hospitals. Sudhoffs Archiv Beiheft 5. Wiesbaden 1966, S. 38 ff.

1. Modell der römischen Badeanlagen unter dem Oktogon des Münsters

Im Lapidarium der Aachener Kathedrale wird ein Modell aufbewahrt, das die bauliche Situation der römischen Thermalanlagen unter dem Oktogon des Münsters darstellt, wie sie durch die Ausgrabungen von E. Schmidt-Woepke in den Jahren 1910 bis 1914 erforscht wurde¹. Diese Therme – möglicherweise schon in vorrömischer Zeit ein Badeheiligtum – wurde im 1. Jahrhundert n. Chr. von der VI. und XXX. Legion als Heilbad für die römischen Truppeneinheiten in Niedergermanien ausgebaut. Bei dieser Anlage springt am meisten die

Achsenrichtung der Baukörper zu den Himmelsrichtungen ins Auge. Diese Achsen sind nämlich zu den Nord-Süd- und West-Ostrichtungen der Windrose ziemlich genau um 45 Grad gedreht, was vor allem dadurch befremdet, daß der darüber errichtete karolingische Bau streng geostet ist. Bekanntlich haben auch die übrigen römischen Anlagen der Markthügelsiedlung die gleiche Lage zur Himmelsrichtung, so daß man die römischen Baukörperachsen und Straßenzüge mit großer Regelmäßigkeit an ihrer Südwest-Nordost bzw. Nordwest-Südostrichtung erkennen kann. Durch die Geländeform ist diese Eigenart nicht zu erklären, es wurde aber die Vermutung geäußert², daß die von Vitruvius gegebenen Bauanweisungen hier eine Rolle gespielt haben³. Dieser römische Architekt, der zur Zeit des Kaisers Augustus lebte, stellte die Forderung auf, Gebäude stets so zu errichten, daß der in der betreffenden Gegend vorherrschende Wind nicht auf die Breitseiten der Mauern auftreffe, sondern auf die Ecken (anguli), damit die Kraft der Luftbewegung zerteilt und gebrochen werde (dissipetur). So könne sich auch die Masse der Luftströmung nicht in den Gassen zwischen den Häusern (fauces) zu unliebsamer Stärke konzentrieren. Der in hiesiger Gegend charakteristische Wind aber ist der Westwind (»Lütticher Wind«), der also nach vitruvianischen Vorstellungen an den Kanten der Baukörper auf dem Markthügel zerteilt würde, wie etwa das Wasser eines Stromes an den schiffskiellartig gestalteten Pfeilern der Brücken. Dabei hatte Vitruv jedoch weniger das statische Problem der Bauten im Sinne als vielmehr hygienische Vorstellungen. Windströmungen galten ihm als krankheitsbringend, und in der Tat wurde die Ausbreitung von Malariaepidemien durch den Wind begünstigt, weil die Mücken (Anopheles), die die Infektion verbreiteten, oft mehrere Kilometer weit durch den Wind fortgetragen wurden und weit entfernt vom eigentlichen Sumpfgebiet eine Welle von Malariafieber hervorrufen konnten (vgl. S. 219). Erst die Forschungen des 19. und 20. Jahrhunderts deckten den wahren Grund der »Luftvergiftung«, nämlich die von Mücken verbreiteten Malariaerreger, auf. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß die Schriften Vitruvs, die auch sonstige bauhygienische Anweisungen enthalten^{3a}, bei der Errichtung der römischen Bäder am Markthügel beachtet wurden, und daß die eigenartige Stellung der Bauachsen in der Windrose durch vitruvianische Vorstellungen zu erklären ist.

Das farbige Gipsmodell der Fundamente des Oktogons und der in der Erdfüllung erhaltenen römischen Mauerreste (angefertigt von Honjet)



zeigt im Maßstab 1 : 10 das Ergebnis der Ausgrabungen. Die sachgemäße Gruppierung auf einer Fundkarte⁴ ergibt fünf einzelne Bäder von verschiedener Form und Größe, rechteckig, rund oder langgestreckt mit apsisartigem Abschluß. Auch typische Hypokausten und aufsteigende Heizkanäle an den Wänden hat man wiedergefunden⁵, unter dem westlichen Gewölbe des Sechszehnecks einen spätrömischen Kanal, der das Thermalwasser ableitete⁶. Dieser Bäderkomplex setzt sich unter der Ungarischen Kapelle und zum Katschhof weiter fort, doch sind vom Oberbau dieser Anlagen nur noch ganz vereinzelte Spuren (Säulenstücke, Konsolsteine usw.) aufgefunden worden.

¹ KDRh X, 3, S. 66.

² E. Schmitz-Cliever, *Die Heilkunde in Aachen*. Aachen 1963, S. 15.

³ Vitruvius Pollio, *De architectura* I, 6. Die Textstelle bei Vitruv lautet: Cum enim plateae contra directos ventos erunt conformatae, ex aperto caeli spatio impetus ac flatus frequens conclusus in faucibus angustiorum vehementioribus viribus pervagabitur. Quas ob res convertendae sunt ab regionibus ventorum directiones vicorum, uti advenientes ad angulos insularum frangantur repulsique dissipentur.

⁴ A. Söllner, *Die hygienischen Anschauungen des römischen Architekten Vitruvius* (Jenaer medizinhistorische Beiträge H. 4) Jena 1913.

⁵ KDRh X, 3, S. 65.

⁶ ebenda S. 66.

⁷ ebenda S. 67.

Aachen, Domlapidarium

2. Weihstein des Heilgottes Apollo (um 83 n. Chr.)

Die Bodenforschung hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Funde zutage gefördert, die unsere Kenntnisse vom römischen Aachen wesentlich vermehrt haben. Da es sich um ein Militärbad mit einer kleinen Sekundärsiedlung gehandelt hat, das sich um Thermalquellbezirke kristallisierte und wahrscheinlich die Fortsetzung eines vorrömischen Quellheiligtums bildete, sind gerade medizinhistorische Zeugnisse zu erwarten gewesen und auch tatsächlich durch die Forschung gesichert worden. Während bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts jeder neue Fund mehr oder weniger ein Geschenk des Zufalls war, konnten die großen Ausgrabungen unter dem karolingischen Oktogen der Münsterkirche 1910–1914 zu einer systematischen Erforschung der römischen Badeanlagen ausgebaut werden¹. Tiefere Einblicke brachte die archäologische Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als der historische Boden der Stadtmitte vor seiner Wiederbauung nach Resten römischer Besiedlung durchforscht wurde, so im Gelände des Elisengartens, des ehemaligen Königsbades (*balneum regium*) und an anderen Stellen des Stadtkerns. Eine Konservierung der gefundenen Baureste ist aus verschiedenen Gründen nicht erfolgt, doch ist ihre wissenschaftliche Auswertung im Schrifttum niedergelegt



oder wird in absehbarer Zeit in den Publikationen des Bonner Landesmuseums erscheinen².

Das Römerbad Aachen wurde in den Wirren der Völkerwanderung weitgehend zerstört. Die archäologischen Untersuchungen brachten nur Grundmauerwerk zutage, das beim Wiederaufbau der Bäder in karolingischer Zeit vielfach als Fundament weiterverwendet wurde. Aus den Planskizzen der Archäologen entsteht ein eindrucksvolles Bild der ausgedehnten Badeanlagen, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten entstanden sind. Eine Erinnerung an die Monumentalität der römischen Bäder lebt gewissermaßen symbolisch noch in der Säule, deren Einzelstücke im Grabungsbereich des Thermenbezirkes am Büchel aufgefunden, zusammengefügt und neben dem neuzeitlichen Bau an der Stelle des alten Bades aufgestellt wurden. Die Säulentrommeln zeigen Kannelüren und werden von einem korinthischen Kapitell gekrönt, das eine reiche Pflanzenornamentik aufweist.

Daß die Bodenforschung noch keineswegs abgeschlossen ist und neue Funde auch fernerhin zu erwarten sind, beweisen die Ergebnisse einer sorgfältigen Beobachtung bei Erdarbeiten im Stadtteil Burtscheid, wo erst in jüngster Zeit medizinhistorisch bedeutsame Schätze geborgen wurden³. Der wichtigste ist ein römischer Altarstein, der dem Heilgott Apollo gewidmet worden war. Ein aus

Verona stammender Offizier im Range eines Hauptmanns, der der Legio IX Hispana angehörte, hat um das Jahr 83 n. Chr. sein Gelübde gegenüber dem Heilgott erfüllt (Votum solvit libens merito). Der Stein zeigt in der oberen Hälfte der Vorderseite die Weiheinschrift, darunter als Relief die sitzende Gestalt des Gottes, der in der Linken die Harfe hält, Gesicht und ein Teil des Hauptes fehlen. An den Schmalseiten des Steines ist jeweils das Relief eines großen Kruges herausgearbeitet. Derselbe Boden gab außerdem einen den Nymphen geweihten Stein frei, den eine Freigelassene in Erfüllung eines Gelübdes aufstellen ließ. Die genaue archäologische Interpretation wird demnächst Gegenstand einer Veröffentlichung des Bonner Landesmuseums sein. Keramikreste, Dachziegel aus römischer Zeit und andere Funde lassen hoffen, daß das Gelände des Schwertbades noch weitere Zeugen römischen Badelebens birgt.*

* Die Weihesteine wurden durch den Besitzer des Schwertbades, Herrn Dr. Krückel, im Vestibül des Hauses aufgestellt und dankenswerterweise der archäologischen Forschung zugänglich gemacht.

¹ s. oben S.

² Es würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, die zwar archäologisch gesicherten, aber nicht mehr vorhandenen Denkmäler anzuführen; es sei daher auf die Arbeiten der um die Erforschung des römischen Aachens verdienten Archäologen Christ, Lehmbruck, Cüpper, Sage und Sölter verwiesen, deren Ergebnisse z. T. veröffentlicht sind, z. T. demnächst publiziert werden.

³ Die Funde stammen von dem Gelände des Badehotels »Schwertbad«, wo sie bei Bauarbeiten gefunden und vom Besitzer, Herrn Dr. Krückel, sichergestellt wurden. Das »Schwertbad«, das eine eigene Quelfassung besitzt, steht also auf einem Boden, der schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt eine römische Badeanlage besessen haben muß.

z. Z. als Leihgabe im Rheinischen Landesmuseum Bonn.

3. Der Kaiserstuhl im Hochmünster

Es dürfte wenig bekannt sein, daß der Thron Karls des Großen, jenes »schauererregendste, inhaltvollste Nationaldenkmal der Deutschen«¹, nicht nur ein geschichtliches Denkmal ersten Ranges, sondern auch ein medizinhistorisches von eigenartiger und für das Weltbild des Mittelalters besonders charakteristischer Bedeutung ist. Gerade die Symbolforschung der jüngsten Zeit hat sich dem historischen Phänomen wieder zugewendet, daß man das Charisma des königlichen Herrschers und die Macht eines Heiligen als heilende Kraft bei Krankheiten ansah. Die Krankenheilung durch Handauflegung des Königs ist in Frankreich und England bis ins Jahrhundert der Aufklärung durchgeführt worden. In England war Queen Anne die letzte Herrscherin, die den vom »Königsübel«, der Skrofulose Befallenen die Hände auflegte. In Frank-

reich hat Karl X. im Anfang des 19. Jahrhunderts noch einmal den Brauch aufleben lassen, der dann endgültig der Vergangenheit angehörte. Die zugrundeliegende Vorstellung bei der Heilung durch Königshand war die aus der Zeit des archaischen Priesterkönigtums stammende Überzeugung, daß die Macht des Numinosen in der Lage sei, die Dämonie der Krankheit zu brechen².

Aus dem gleichen Grunde wurde auch der Heilige der Kirche von den Menschen des Mittelalters bei Krankheiten um Hilfe angerufen, wobei die körperliche Anwesenheit des Helfers in Gestalt der Reliquien von besonderer Bedeutung war. Aus diesem Gedanken heraus wurden in Zeiten schwerer Epidemien die Reliquiare bei Bitt- und Dankprozessionen mitgeführt. Aber auch die Antike kannte die Verbindung von göttlicher Macht und Krankheitsheilung, wie uns die Opfer und Gebete an geweihter Stätte, Tempelschlaf und divinatorische Träume beweisen. Und ein in den antiken Mysterien überliefertes Symbol, nämlich das Hindurchkriechen oder sogar das Hindurchpressen des Einzuweihenden durch eine enge Öffnung in der Mauer eines unterirdischen Raumes hinüber in ein anderes Gewölbe, kehrt im Mittelalter in abgewandelter Form wieder³: Der Heilung Suchende mußte unter einem Heiligenbilde oder unter einem Altar, der eine Heiligenreliquie barg, hindurchkriechen. Mit der antiken Vorstellung hat dieser mittelalterliche Gedanke das Streben nach einer »Wiedergeburt« gemein-



sam; den Glauben an eine vom antiken Menschen im Mysterium zu erlebende Verwandlung übertrug der Mensch des Mittelalters auf seine Daseinsnot in der Erkrankung, indem er den Übergang aus der unheilen Welt des Krankseins in die heile Welt der Genesung erhoffte. Hinzu kam der Wille zu demütiger Unterwerfung unter die Macht des Heiligen.

Die Aachenfahrten waren mit ihren wochenlangen Strapazen, Gefahren und Entbehrungen eine Anabasis der von seelischem oder körperlichem Leiden gequälten Menschen zu einer heiligen Stätte, wo sie Heilung erhofften. Bisher galt als älteste Nachricht vom Hindurchkriechen unter dem Thron Karls des Großen die Stelle bei Noppius⁴: »Basis huius sedis ist unden durchleuchtig und kriechen gemeinlich die Fremdbden mit geneigtem Haupt / zum Zeichen / daß sie dem Röm: Reich / und Nachfolgeren deß H. Caroli Magni gern underthänig bekennen«. An anderer Stelle spricht dieser Chronist auch über »die wunder und gutthaten / so auch Gott an diesem Ort viellen krancken und ellenden Personen / ... bewiesen«⁵. »Lame / Ungerade / Contract- oder sonst bresthafftige Leuth / ... seynd noch täglich genugsamb allhie zu sehen / «⁶. Offenbar nahmen nicht nur auswärtige Pilger, sondern auch Einheimische zu dieser auf den Glauben gegründeten Heilung ihre Zuflucht. Daß hier echte Heilungen beobachtet worden sind, nämlich die Befreiung von funktionellen Erkrankungen, die damals offenbar eine große Verbreitung gehabt haben müssen, kann nicht bezweifelt werden⁷.

Betrachtet man den engen Raum zwischen den Pfosten des Marmorthrones, so erkennt man, daß das Hindurchkriechen schon für einen Gesunden nicht leicht war, und daß viele »Lame / Bresthaffte« diesen Ritus ohne fremde Hilfe überhaupt nicht vollziehen konnten. So wird mancher körperbehinderte Pilger von seinen Gefährten durch den schmalen Schacht hindurchgezogen worden sein und damit unbewußt den schmerzhaften Akt der »Wiedergeburt« wiederholt haben, den die Neophyten der antiken Mysterien als symbolisches Erlebnis bestehen mußten. Im übrigen war dieser Brauch bei den zahlreichen Reliquienschreinen im Rheinland allgemein üblich⁸.

Während die Mitteilung von Noppius in seiner »Acher Chronick« von 1632 als der älteste Beleg für die mit dem Karlsthron verbundenen Heilungsvorstellungen zu gelten hatte, wurde nunmehr durch E. Stephany eine Quelle aus dem 14. Jahrhundert entdeckt, die bisher noch nicht veröffentlicht worden ist⁹. Sie wird zum ersten Mal von Gatzweiler erwähnt¹⁰, dem eine liturgische Handschrift des Aachener Münsterstiftes bekannt war, deren

Original in Florenz aufbewahrt wird. Gatzweiler hat diese Handschrift selbst nicht gesehen, erst Stephany hat die einschlägige Stelle durch Anfertigung einer Photokopie der weiteren Forschung zugänglich gemacht. Die betreffende »nota« zur Altarordnung spricht von den beiden Altären, die am sedes regalis bestünden; damit ist der vor dem Kaiserstuhl früher aufgestellte Altar der hl. Simon und Juda und der hinter dem Thron jetzt noch vorhandene Nikasiusaltar gemeint. In der lateinisch verfaßten nota werden Bestimmungen darüber getroffen, wie die Rektoren beider Altäre »per totam quindenam in ostensione reliquiarum« d. h. während der Aachener Heiligtumsfahrt die von den Pilgern auf die Altäre gelegten Opfergaben zu teilen hätten. Dabei ist von der pressura die Rede, »que semper est ante dictam altare (!) sanctorum Symonis et Jude«. Stephany glaubt, daß hierbei nicht an »Gedränge« zu denken sei, weil sonst der Terminus turba oder concurrentia gebraucht worden wäre. Im Worte pressura ist vielmehr der Vorgang des mühsamen Sich-hindurch-zwängens zwischen den Pfeilern der Thronbasis zu verstehen¹¹. Wenn sich die Vermutungen bestätigen würden, daß das Reliquiar der Stephansbursa, die zu den Reichskleinodien gehörte, im rückwärtigen Teil des Thronessels untergebracht wurde, um nur bei bestimmten Anlässen, z. B. Krönungsmessen auf dem Hauptaltar aufgestellt zu werden, so würde sich auch dies in die beschriebenen Zusammenhänge einordnen: die Stephansbursa, in der sich nach der Überlieferung Erde mit dem Blut des Erzmärtyrers Stephanus, des höchst verehrten Märtyrers des Frankenreiches¹² befand, wäre damit aufs engste mit dem Kaiserthron verbunden gewesen und die Vorstellungen über die Krankenheilungen durch Herrscherwürde und Märtyrertum wären hier miteinander verschmolzen.

¹ Theodor Haecker, Vergil, Vater des Abendlandes, München 1948, S. 126.

² S. auch K. Sudhoff, Handauflegung des Heilgottes auf attischen Weihetafeln. Arch. f. Geschichte d. Medizin 18 (1926), 235—250.

³ W. Tränkle, Heiligengräber und -reliquien des Mittelalters und daran sich knüpfende Heilungsvorstellungen. Vortrag gehalten auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik in Würzburg, am 17. 9. 1964.

⁴ Johann Noppius, Acher Chronik. Cölln 1632, S. 26.

⁵ ebenda S. 28.

⁶ ebenda.

⁷ E. Schmitz-Cliever, Massenheilung psychogener Erkrankungen im Jahre 1681. Sudhoffs Arch. 42 (1958), 271—278.

⁸ H. Appuhn, Zum Thron Karls des Großen. Aachener Kunstblätter 24/25 (1962/63), S. 134.

⁹ Mein Dank gebührt Herrn Prälat Dr. Stephany, der mir diese wichtige Textstelle zugänglich gemacht hat. Sie findet sich in Florenz, Bibl. Laurent. Medic. Palat. Kodex 4. Missale des Altars der heiligen Simon und Judas.

¹⁰ O. Gatzweiler, Die liturgischen Handschriften des Aachener Münsterstifts. ZAGV 46 (1924), S. 92.

¹¹ Diese Meinung vertritt nach mündlicher Mitteilung auch Prälat E. Stephany.

¹² Appuhn a.a.O., S. 131.

4. Das jüngere Karlssiegel

Sigillum regalis sedis Aquensis ϕ 7,4

Nach A. Huyskens (Siegel, Wappen mit Fahne der Stadt Aachen, in: Z.A.G.V. 63, 1950, S. 14f.), 1328 angefertigt. — Das Siegelbild war, dem halbkirchlichen Charakter seines Verwendungszweckes entsprechend, von einem kirchlichen Vorbild genommen; es ist eine freie Nachbildung der gleichen Darstellung auf einer der Dachflächen des 1215 durch den Hammerschlag Kaiser Friedrichs II. vollendeten Aachener Karlsschreins.

Lit.: Auseinandersetzung mit der älteren Lit. bei A. Huyskens a.a.O.

Aachen, Stadtarchiv.



Die Gründungsurkunde des Spitals auf dem Radermarkt (1336)

Da die Klinischen Anstalten zu Aachen in einer ununterbrochenen geschichtlichen Folge auf das im Jahre 1336 gegründete Spital auf dem Radermarkt (Münsterplatz) zurückgehen, darf die im Stadtarchiv aufbewahrte Gründungsurkunde als ein medizinhistorisches Denkmaleigener Art angesehen werden¹. In der Entwicklung der mittelalterlichen Spitäler war das Aufblühen bürgerlicher Institutionen im 14. Jahrhundert charakteristisch; sie entsprachen der zunehmenden Bedeutung der städtischen Gemeinwesen in wirtschaftlicher und machtpolitischer Hinsicht. Im frühen Mittelalter waren die Spitäler im wesentlichen kirchliche Gründungen, und auch noch im 12. und 13. Jahrhundert, als durch Erstarkung

des Bruderschaftswesens das Laienelement bei der Gründung und Erhaltung der Spitalseinrichtungen in den Vordergrund trat, war der Einfluß der Kirche immer noch bestimmend. Erst im 14. Jahrhundert kommt es allgemein zur Gründung bürgerlicher Spitäler oder zur Umwandlung alter Einrichtungen in solche städtischen Charakters². Allerdings wurden dabei auch weiterhin die kirchenrechtlichen Belange beachtet. Über diese Fragen handelt auch die Gründungsurkunde des Radermarkspitals aus dem Jahre 1336, eine Pergamenturkunde mit zwei Siegeln, von denen das eine nur bruchstückhaft erhalten, das andere jedoch – das jüngere Stadtsiegel – unversehrt ist. Es stellt die Patronin des Münsterstifts, Maria mit dem Kinde, dar, vor ihrem Thron kniet der Kaiser, der der Gottesmutter das Modell der Kathedraalkirche überreicht. Aus dem Wortlaut der Urkunde geht hervor, daß Richter, Schöffen, Rat und Bürgermeister zu Aachen ein neues und allgemeines Spital errichten wollen, wo die »pauperes Christi infirmi«, also mittellose Kranke der Bürgerschaft beherbergt und gepflegt werden sollen. Der Aussteller der Urkunde Johannes de Lughen, Erzpriester und Kanonikus an der Marienkirche, umreißt die kirchenrechtlichen Grundlagen, die bei der Neugründung zu beachten sind. Da es sich um bettlägerige Kranke handelt, muß ein eigener Priester an dem neuen Spital angestellt werden; seine Rechte und Pflichten kennzeichnen seine vom Erzpriester abhängige Stellung. Das Radermarkspital war, stärker als die anderen »Gasthäuser« der Stadt, bei denen noch der Herbergscharakter überwog, ein Krankenhaus im engeren Sinne, das ärztlich vom Stadtmedikus betreut wurde. Die Krankenpflege war besonders seit der Reform durch Apollonia Radermecher, die im 17. Jahrhundert die Genossenschaft der Elisabethschwwestern gründete³, zur Hauptaufgabe geworden. Dieses Spital mit seinem für das Mittelalter typischen großen Krankensaal, Beyart genannt, hat am heutigen Münsterplatz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden und führte noch lange im Volksmunde den Namen »Gaastes«. 1855 siedelte es zusammen mit dem Männerspital in der Jakobstraße als Mariahilfspital in die Monheimsallee über und von dort in die Krankenanstalten in der Goethestraße. Nach mehr als 600 Jahren ging nunmehr diese Institution aus dem Besitz der Stadt in den des Landes Nordrhein-Westfalen über und wurde nunmehr als Klinikum der Aachener Hochschule zum Wirkungsort der neuen Medizinischen Fakultät. Das Gebäude auf dem Münsterplatz mit seinen schönen Erweiterungsbauten aus dem 18. Jahrhundert fiel der Spitzhacke der Neuzeit zum Opfer.

¹ Stadtarchiv Aachen H I, 1 — Vgl. auch W. Mummenhoff, Regesten der Reichsstadt Aachen I (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XLVII) Köln 1937, S. 272 f.

² Vgl. hierzu S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter I und II (Kirchenrechtliche Abhandlungen 111/112) Stuttgart 1932. — D. Jetter, Geschichte des Hospitals I. Sudhoffs Archiv, Beiheft 5. Wiesbaden 1966.

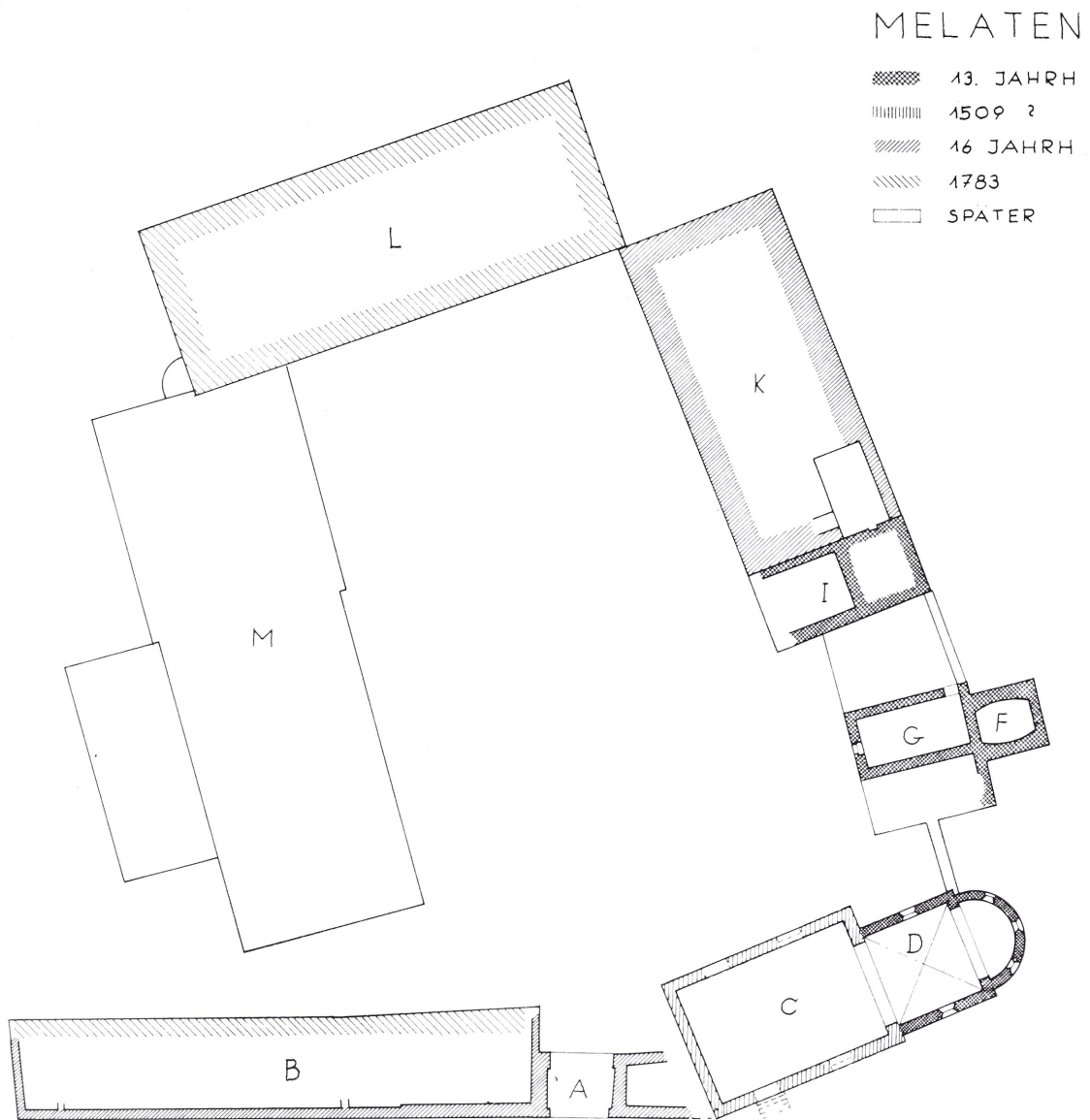
³ Vgl. die eingehende Monographie von W. Schmitz-Dobbelstein, Die Hospitalschwwestern von St. Elisabeth in Aachen 1622—1922. Aachen 1922.

5. Melaten

Das ehemalige Leprosorium Melaten, jetzt ein landwirtschaftliches Anwesen, Pachthof der Stadt Aachen, in jüngster Zeit in den Besitz der Technischen Hochschule übergegangen, liegt auch heute noch in einem siedlungsfreien, einsamen Wiesengelände unweit der holländischen Grenze. Vom inneren Mauergürtel Aachens, der sogenannten »Barbarossamauer«, die zur Zeit der Gründung Melatens um 1230 noch der einzige geschlossene Mauergürtel war, betrug die Entfernung bis zum Leprosenheim in der Luftlinie etwa 2 Kilometer. Von der zweiten, um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendeten Stadtmauer war die Entfernung nur wenig geringer, da der Zwischenraum zwischen den beiden Ringen im Westen der Stadt, etwa in Gegend des Königstores, nur ungefähr zweihundert Meter breit war¹.

Mehrere alte topographische Darstellungen von Melaten sind erhalten: 1. Die älteste Landkarte des Aachener Reiches von 1569 (s. S. 221). 2. Die topographischen Karten des Servis-Haupt-Registrators Reiner Josef Scholl aus den Jahren 1760 bis 1774. 3. Ein kleiner auf Papier gemalter und auf Karton aufgezogener mit einem Holzrahmen umgebener Plan der Stadt und des Reiches von Aachen. 4. Die Karte aus dem Jahre 1777, die der »Stadt-Aachische Berg- und Bauinspector Henricus Kopzo angefertigt hat².

In der letztgenannten Karte, deren Original im Stadtarchiv Aachen aufbewahrt wird, liegt das Gut Melaten im Jahre 1777 an der rechten Seite der nach Westen ziehenden Landstraße, neben dem Gebäude ist der Name »Maladen« eingetragen. Man erkennt die etwa quadratische Hofanlage, wie sie im Prinzip auch heute noch besteht, an ihrer Südostecke die ehemalige Kapelle des Leprosoriums. Der Gebäudekomplex im Nordosten ist nicht ein einfacher, annähernd rechter Winkel, wie er sich dem heutigen Betrachter bietet, sondern ein aus drei Einzelbauten bestehender Gebäudekomplex mit gewinkelter, hofwärts vorspringender Fassade. Die jetzige Form wurde wohl 1783 geschaffen, wie die Eisenanker des Nordflügels vermuten lassen. Der jetzige Bauzustand (s. Abb. S. 202/3) von Melaten bestätigt die von Jetter hervorgehobene Tat-



Planzeichnung von Dr. L. Hugot

sache, daß man heute kaum in der Lage ist, einen zuverlässigen Hinweis auf die Struktur der alten Leprosorien zu gewinnen, da sie meist als leichte Fachwerkhäuser errichtet waren und nach ihrem Überflüssigwerden fast alle verschwunden sind. Dies befremdet angesichts der »riesigen Zahl« von Aussätzigenhäusern, die vor allem im 13. Jahrhundert in ganz Europa entstanden³.

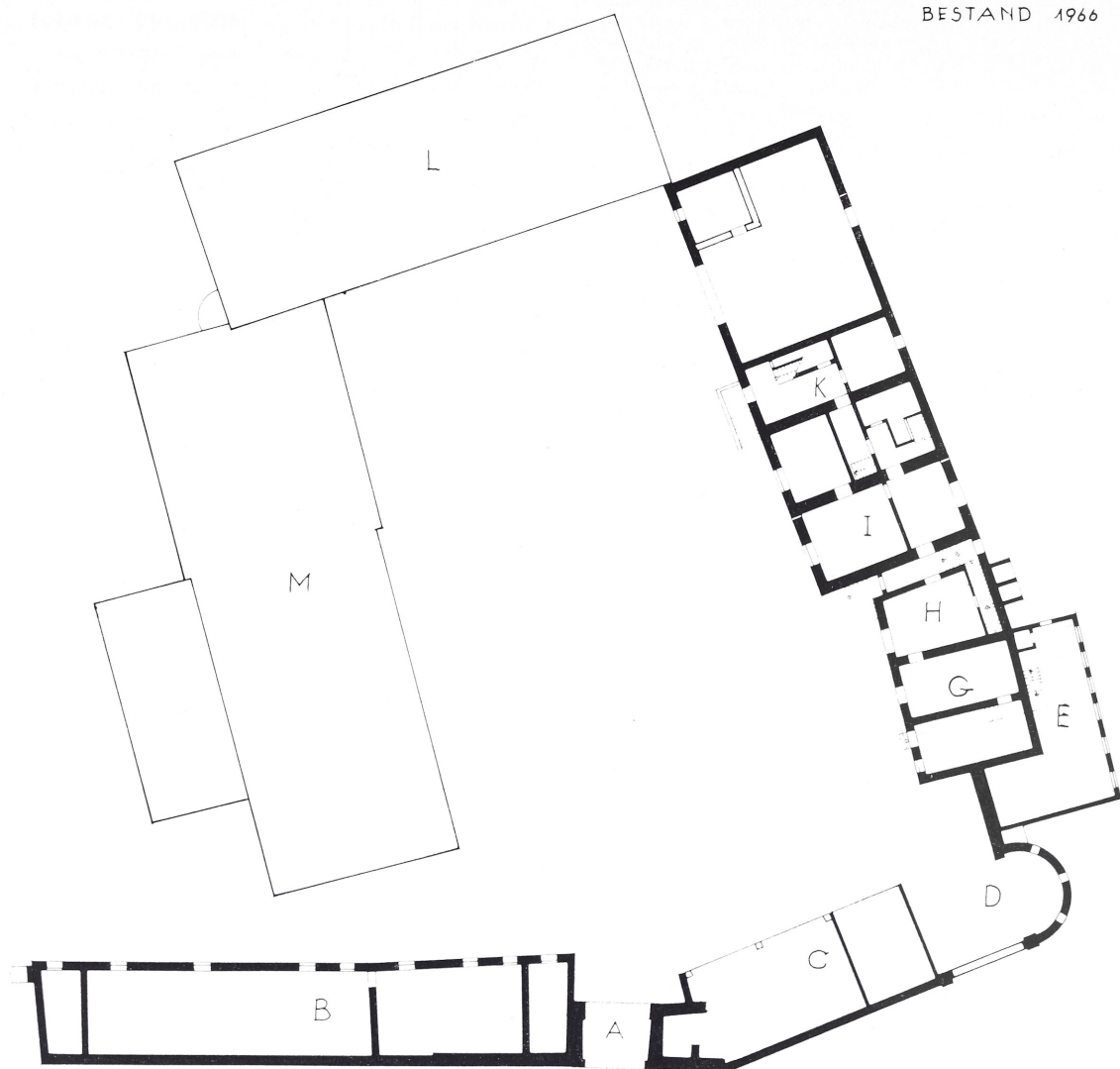
Die ersten geschichtlichen Nachrichten über den Aussatz in Aachen stammen aus karolingischer Zeit; ein »edictum in Aquis palatio publico« vom 23. März 789 ordnet an, daß die Leprosen von der Bevölkerung abzusondern seien⁴. Demnach sind diese Kranken sicher nicht in das Hospitium, das innerhalb der

Pfalz zu vermuten ist, aufgenommen worden. Wahrscheinlich wurden sie in einer sogenannten Feldsiechensiedlung zusammengefaßt, die außerhalb des Wohngebietes lag.

Am eingehendsten haben sich bisher die Forschungen von Mummenhoff mit dem Leprosenhaus Melaten befaßt. Sie haben die engen Zusammenhänge zwischen Leprosenfürsorge und kirchlichem Einfluß nachgewiesen. Die Gründung des Leprosorius ging vom Münsterstift aus und beendete die Unterbringung der Aussätzigen in Hütten und auf freiem Feld. Mummenhoff hat den Nachweis geführt, daß die durch keine Urkunde belegte Gründung der Leproserie Melaten kurz vor 1230 erfolgt

MELATEN

BESTAND 1966

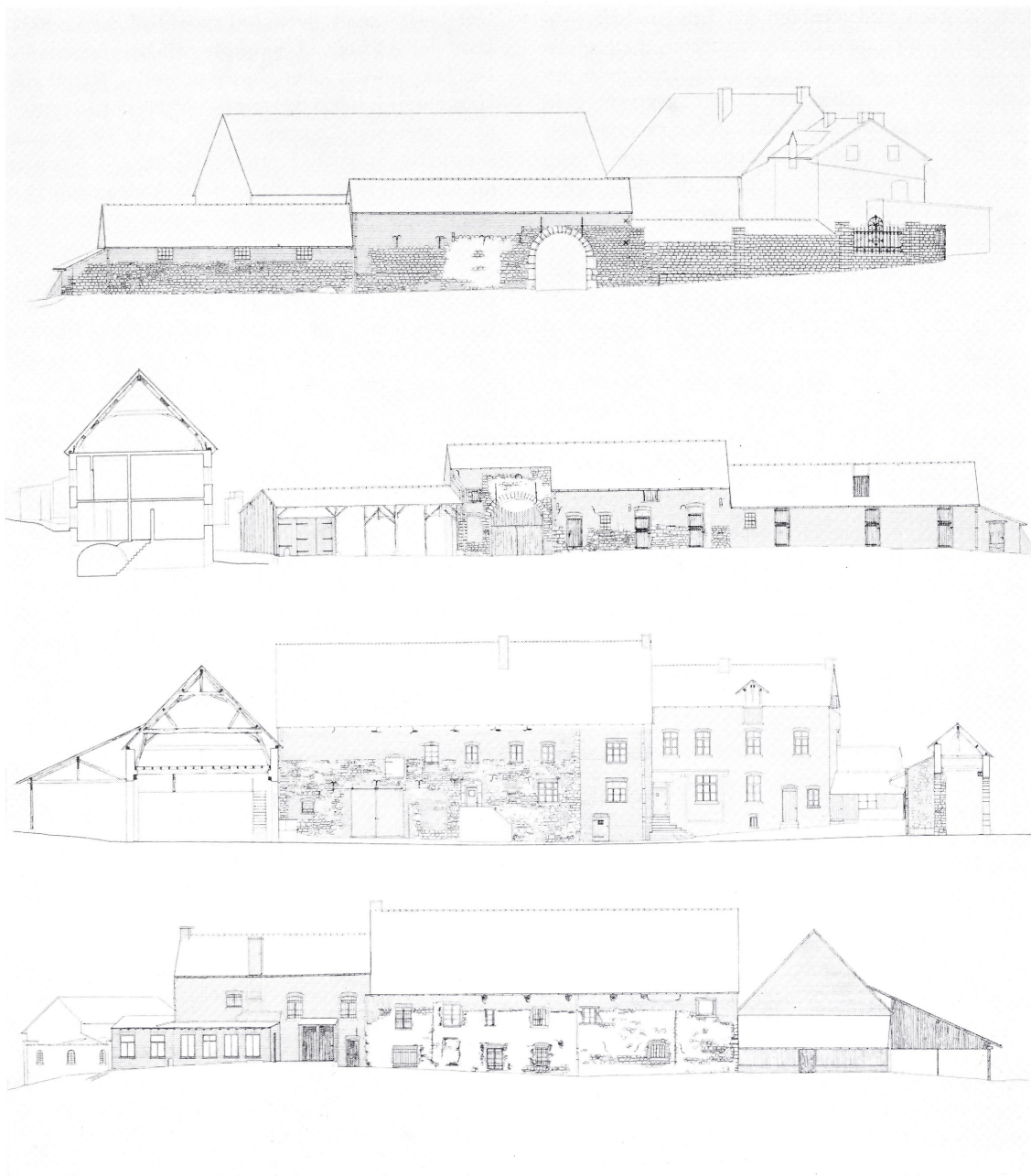


Planzeichnung von Dr. L. Hugot

sein muß⁵. Die Aachener Aussätzigen werden zum ersten Mal am 10. Mai 1230 in einer Urkunde als »fratres domus Leprosorum Aquensis Leodiensis Diocesis« erwähnt⁶. Die erste Nennung der Kapelle findet sich in einem Ablassprivileg des Papstes Gregor IX., gegeben im Lateran am 24. Februar 1234⁷, das die Gläubigen zu Almosen zugunsten der »pauperum Leprosorum, quibus assignatus est locus manendi iuxta Aquis in via regia...«, auffordert. Der Ablassbrief ermahnt daran zu denken, »quanta et quam multiplex sit Leprosorum tribulacio et misera, quanta comitatur eis carnis spurcicia, quanta membrorum inbecillitas et inpotentia ut necdum unus articulus sit in eis absque dolore et molestia«.

Die von Mummenhoff ermittelte Gründungszeit von Melaten wird auch von baugeschichtlicher Seite bestätigt, da die Errichtung der Kapelle des Aussätzigenhauses wegen charakteristischer Architekturformen den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts zugewiesen werden muß⁸.

Das Aachener Leprosenheim wurde an einer sogenannten via regia, an einem Königsweg angelegt, also an einer jener wichtigen Verkehrsverbindungen des Mittelalters, die unter dem besonderen Schutz des Reiches und der königlichen Macht standen. Dieser alte Heerweg führte in Aachen an der Gasthausmühle vorbei über Lemiers, Vijlen, Gülpen nach Maastricht⁹. Nach Errichtung der »Barbarossamauer« von 1171 bis 1175 ging dieser



Aufrißzeichnung von Dr. L. Hugot

Straßenzug durch das Königstor auf die Anhöhe vor der Stadt (Königshügel), wo auf der linken Seite abseits der Richtplatz lag, und zog dann weiter westwärts. Das Aussätzigenhaus lag unmittelbar an der Straße, um den Vorüberziehenden Gelegenheit zu geben, ihr Almosen in einen Opferstock oder in den an einer langen Stange von den Kranken hingehaltenen Bettelsack zu werfen. Denn außer durch fromme Stiftungen mußten die Aussätzigen ihre Existenz durch Almosen fristen. Die immer wieder zu beobachtende topographische

Nachbarschaft von Leprosorium und Richtstätte ist bisher noch nicht restlos geklärt; das beiden Örtlichkeiten anhaftende Odium von Ausgeschlossen-sein aus der menschlichen Gemeinschaft mag hier eine Rolle gespielt haben. In Maastricht trat die genannte Heerstraße durch das Aachener Tor in die Stadt ein, nachdem sie kurz vorher ebenfalls an einem Leprosorium und an einem Hochgericht vorbeigeführt hatte¹⁰.

Über das Leben im Leprosorium während des Mittelalters sind wir nur unzureichend unterrichtet.

Die Insassen bildeten eine Art Bruderschaft (*traternitas*) unter einem Leprosenmeister, die Kapelle wurde von einem Rektor versorgt. Daß auch der Leprosenmeister selbst ein Aussätziger war, geht aus einer Urkunde vom 4. Juli 1258 hervor, in welcher Papst Alexander IV. ein Ablassprivileg für die Wohltäter des Leprosoriums erteilt, da die »*dilecti filii magister et fratres domus Leprosorum*« nur durch die Hilfe der Gläubigen ihr Leben fristen könnten¹¹. Die Zahl der Insassen von Melaten ist nicht bekannt, die Geräumigkeit der Anlage spricht aber dafür, daß es für die damaligen Verhältnisse ein nicht eben kleines Krankenasyl gewesen ist. »Nach übereinstimmenden Nachrichten waren die Siechenhäuser (= Leprosorien) gewöhnlich nur für acht bis zwölf Kranke eingerichtet; auch in den meisten Städten des Rheinlandes wird die Zahl zwölf im allgemeinen kaum überschritten worden sein«¹².

Die in den Archivalien erhaltenen Mitteilungen über Aussätzige der Aachener Bevölkerung sind nur spärlich, meist handelt es sich um Rechnungsbelege, die mit der gesetzlich vorgeschriebenen Untersuchung lepraverdächtiger Personen zusammenhängen. Da Aachen bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit zur Diözese Lüttich gehörte, fand die »Leprosenschau« oft im Leprosenspital Mont Cornillon zu Lüttich statt, aber auch das große Leprosorium Melaten bei Köln und seit dem 15. Jahrhundert auch die Medizinische Fakultät der Kölner Universität wurde als Gutachterstelle aufgesucht¹³.

Bemerkenswert erscheint die Tatsache, daß die Aachener Thermalquellen als heilkräftig bei »beginnender« Lepra angesehen wurden. So ordnete das Ärztekollegium in Antwerpen 1521 eine Badereise nach Aachen bei zwei Aussatzverdächtigten an¹⁴. Vor allem wird der Satz in der ersten wissenschaftlichen Baderschrift der Aachener Thermenliteratur¹⁵ von 1546 hierfür angeführt: »*Vitia cutis puta vitiliginem, impetiginem, scabiem et incipientem adhuc lepram exterit ac emendat*«. Es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß man zu dieser Zeit eine *lepra spuria* und *lepra vera* unterschied und annahm, daß sich aus der letzteren – einer meist harmloseren Hautkrankheit – die erstere entwickeln könnte. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß man die echte Lepra ausgezeichnet zu diagnostizieren verstand, besonders seit der klassischen Symptombeschreibung des Bernhard von Gordon in Montpellier (1305). Ein Patient, der die verdächtigen Frühzeichen einer echten Lepra aufwies, wurde sicherlich nicht in ein Thermalbad, sondern – u. U. nach einer gewissen Beobachtungszeit – in ein Leprosorium gebracht.

Die besitz- und verwaltungsrechtlichen Verhältnisse der Aachener Leproserie erfuhren bereits im 14. Jahrhundert eine durchgreifende Wandlung. Ursprünglich hatte der aus der Mitte der Leprosen hervorgehende Leprosenmeister (*magister Leprosorum*) die Spitalverwaltung zu leiten, die sich aber im wesentlichen auf die inneren Angelegenheiten des Hauses erstreckten. Die Vermögensverwaltung ging in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an den Rat der Stadt Aachen über, wie aus einer Urkunde des Jahres 1393 hervorgeht¹⁶. Die Aufsicht über das Sonderspital lag nunmehr in den Händen zweier Provisoren (*Momberen*), die nicht Spitalinsassen waren. Diese Maßnahme wird verständlich, wenn man den Wandel der rechtlichen und ökonomischen Verhältnisse der mittelalterlichen Wohltätigkeitsanstalten berücksichtigt¹⁷. Es ist der Übergang von der kirchlich-karitativen zur bürgerlichen Sozialfürsorge, eine Entwicklung, die in Aachen gegen Ende des 14. Jahrhunderts im wesentlichen abgeschlossen ist: zu dieser Zeit hat die Stadt fast alle Wohltätigkeitsanstalten an sich gebracht, und ihre »*Momberen*« ziehen nicht nur die Zinsen und Renten des Leprosoriums ein, sondern kaufen und verkaufen auch Grundbesitz für das Spital¹⁸.

Das alte Leprosensiegel ist noch an einer Urkunde in stark beschädigtem Zustand erhalten geblieben²⁰. Es hat eine spitz-ovale Form und zeigt das Brustbild eines Ritters, der ein Schwert in der rechten Hand trägt und mit der Linken einen vor sich aufgestellten Schild hält, der mit vierzehn Kugeln besetzt ist. Es ist die Darstellung des hl. Marschalls Quirinus, dem die Kapelle des Leprosoriums geweiht war.

Der Niedergang des Hauses Melaten setzt im 14. Jahrhundert ein, die Anlage verfällt zusehends. Ein Brief des Leprosenmeisters Johann Rymkamp vom Jahre 1422 spricht von dem baulichen Verfall, dem die Kapelle ausgeliefert sei¹⁹. Im Jahre 1509 wurde die noch einmal erneuerte Kapelle neu geweiht. Als Ursache dieses Niedergangs ist die starke Abnahme der Lepra als Volksseuche, die sie im 13. Jahrhundert gewesen war, anzusprechen. Am 1. Oktober 1550 wurde vom Rat der Stadt die Auflösung des Spitals angeordnet und das vorhandene Vermögen auf die übrigen Wohlfahrtseinrichtungen verteilt. Das Anwesen wurde in einen Pacht-hof umgewandelt. Die Kapelle, deren Grundmauern mit Resten des aufgehenden Mauerwerks noch an der Südostecke des Hofes zu sehen sind, wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgetragen und auf dem Ostfriedhof der Stadt in – leider – ausgeschmückter Form wieder aufgerichtet; neuere

Untersuchungen von Hugot sind hier jedoch zu einem wichtigen Ergebnis gekommen.

Die Baugeschichte Melatens muß nach den Untersuchungen von Hugot unter einem neuen Aspekt betrachtet werden. Da die Angaben von Mummenhoff sich auf rein urkundliche Unterlagen stützten und auch der von ihm gebrachte Grundriß²¹ auf einer Bauaufnahme des Jahres 1910 fundiert war, erwies sich eine bauhistorische Analyse des derzeitigen Zustandes als unumgänglich. Nachdem eine Bauaufnahme vorgenommen worden war²², hat sich Hugot* den bauhistorischen Fragen zugewendet, die nunmehr aufgetaucht sind²³. Zunächst konnte er feststellen, daß zum Neubau der Kapelle auf dem Ostfriedhof am Adalbertsteinweg nicht das Material der 1895 abgetragenen Leprosenkapelle von Melaten verwendet worden ist. Es entstand lediglich ein Abbild des mittelalterlichen Baues, der angefügte schmälere Vorbau und der Baldachin sind Zutaten ohne entsprechende Vorbilder der alten Quirinskapelle.

Die bauliche Untersuchung Melatens ergab Substruktionen und aufgehendes Mauerwerk, das den verschiedensten Jahrhunderten zuzuordnen ist (s. Abb. S. 201). Die Fundamente der Gebäude I, F und teilweise auch G (Abb. S. 201) sind um 1200 anzusetzen und stellen die ältesten Anteile der Ansiedlung dar. Von besonderem Interesse ist das massive Fundament des Bauteils F, »das nach seinen Ausmaßen einem turmartigen Baukörper gedient haben könnte«²⁴. Bei der Anlage einer Treppe hat sich vor einigen Jahren hier ein Mauerquerschnitt von 1,20 m vorgefunden.

Die Außenwand der Stallungen B, das Eingangsportal A und der größte Teil des Gebäudes K wurden im 16. Jahrhundert errichtet. Die Frage, ob diese Teile der Anlage nach der Aufgabe des Leprosospitals 1550 und bei der Umwandlung in einen Pachthof entstanden sind oder ob sie schon vorher vorhanden waren, muß offen bleiben. Im Jahre 1783 wurde die große Scheune L errichtet, wie die als Zahlen ausgebildeten Balkenanker erkennen lassen. Die Südseite des Gebäudes G und der Bauteil H gehören dem 19. und 20. Jahrhundert an.

Die Kapelle des Leprosoriums ist ebenfalls zu den ältesten Bauresten des alten Aussätzigenspitals zu rechnen. Man erkennt eine Gliederung in zwei Bauteile, von denen D die ursprüngliche Kapelle darstellt, die aufgrund ihrer Schmuckgliederungen in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist; eine Lithographie aus dem Jahre 1843²⁵ zeigt den Zustand des Baues vor der Niederlegung. Hugot weist darauf hin, daß in dieser Abbildung durch eine starke Stauchung der Längsmaße ein per-

spektivisch falsches Bild entstanden ist. Der Erweiterungsbau C gehört dem 16. Jahrhundert an; es liegt nahe, seine Errichtung im Jahr 1509 anzunehmen, als die zu diesem Zeitpunkt stark verfallene Kapelle neu geweiht werden mußte²⁶. An der Ostseite ist der Rest der Apsis erkennbar, im Inneren bezeichnet ein Steinkreuz die Stelle, wo ursprünglich der Altar gestanden hat.

Aus diesen Untersuchungsergebnissen von Hugot ergibt sich, daß die Bauteile A, B, C, D, F, G, I und K mit ihren Substruktionen und mit einem Teil des aufgehenden Mauerwerks den Jahrhunderten angehören, in denen Melaten als Leproserie benutzt worden ist, also zwischen 1230 und 1550. Der Baukomplex F, G, I und teilweise wohl auch K würde dem Umfang des eigentlichen Wohngebäudes der Aussätzigen entsprechen, dem um 1230 die Kapelle C und später D angegliedert war. Hier erhebt sich nun die Frage, ob die von Hugot als älteste Bauteile ermittelten Fundamente aus romanischer Zeit auf ein primär als Leprosenasyl errichtetes Gebäude schließen lassen. Die mächtigen Mauerdurchmesser von teilweise 1,20 m und das Turmfundament des Bauteils F machen eine solche Annahme wenig wahrscheinlich. Erfahrungsgemäß wurden die Leprosenunterkünfte stets aus leichtem Material, meist Fachwerk errichtet. Auch Hugot vermutet, daß auf den schweren Fundamenten leichte Aufbauten von Fachwerk gestanden haben, die im Laufe der Jahrhunderte abgängig wurden. Daraus dürfen wir aber die Vermutung ableiten, daß diese Fundamente zu einem Bauwerk gehört haben, das ein befestigtes Anwesen vor den Toren der Stadt darstellte, wie sie im Aachener Reich häufiger nachzuweisen sind. Möglicherweise war dieser Bau um 1230 verfallen oder durch Kampfhandlungen zerstört und wurde nun als Baugrundlage für ein Leprosenasyl verwendet, dem man – dem Spitalcharakter der Institution entsprechend – eine Kapelle anfügte.

Der Melatenhof bei Aachen ist einer der wenigen Baudenkmäler in Deutschland, die uns aus der Zeit der großen Lepraausbreitung im 13. Jahrhundert erhalten geblieben sind. Eine sorgsame Erhaltung dieses medizinhistorischen Denkmals ist daher als eine besondere kulturgeschichtliche Aufgabe anzusehen.

Ein weiteres, für die Wissenschaftsgeschichte wichtiges Faktum kommt hinzu. Der Leprosenfriedhof von Melaten ist bisher noch nicht gefunden worden; zwar kamen bei kleineren Bauarbeiten an den Gebäudeteilen C und E menschliche Skelettreste zum Vorschein, doch muß man die eigentliche Friedhofsanlage wohl an der Ostseite der Kapelle suchen, wo sich ein bisher unberührtes Wiesengelände

erstreckt. Ein Teil der Leprosen hat wahrscheinlich auch innerhalb der Kapelle eine Grabstätte gefunden, daher erklären sich Knochenfunde im Boden des Bauteils C. Es wäre für die medizinische Forschung von Wichtigkeit, unsere Kenntnisse über die Osteopathologie der Lepra durch die systematische Ausgrabung eines Aussätzigenfriedhofes zu vermehren. Hier ist vor allem auf die grundlegenden Untersuchungen von Möller-Christensen (Kopenhagen) hinzuweisen, der die von ihm als »Osteoarchäologie« bezeichnete Forschung gerade für die Probleme der krankhaften Schädelveränderungen bei Lepra dienstbar gemacht hat. Wenn am Melatenhof bauliche Veränderungen oder Bodenarbeiten im angrenzenden Gelände durchgeführt werden sollten, so müßten sorgfältige Grabungen im Sinne der Osteoarchäologie vorangehen, um die medizinische Wissenschaft vor einem nicht wieder gutzumachenden Verlust zu bewahren. Die Erwerbung des Melatenhofes durch die Technische Hochschule im Rahmen der Bauplanung für die Medizinische Fakultät verstärkt die Hoffnung, daß das hier zu erwartende Material der Wissenschaftsgeschichte und Leparaforschung nicht verloren gehen wird.

¹ Vgl. Huyskens, Stadtgeschichte, Tafel II.

² R. Pick, Aus Aachens Vorzeit 2 (1889), S. 44.

³ D. Jetter, Geschichte des Hospitals I., Sudhoffs Archiv Beiheft 5, Wiesbaden 1966, S. 42.

⁴ MG Capit. I, 121.

⁵ W. Mummenhoff, Die Aachener Leproserie Melaten. ZAGV 66/67 (1955), S. 16.

⁶ ebenda.

⁷ ebenda S. 31.

⁸ F. Bock, Die St. Quirinskuppel am Melatenhof bei Aachen (Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters, 3. Serie). Köln-Neuß 1870, S. 3.

⁹ Mummenhoff a.a.O., S. 17 f. — M. Kranzhoff, Aachen als Mittelpunkt bedeutender Straßenzüge zwischen Rhein, Maas und Mosel in Mittelalter und Neuzeit. ZAGV 51 (1929) 1—63.

¹⁰ Mummenhoff a.a.O., S. 17 f.

¹¹ ebenda S. 32.

¹² W. Frohn, Der Aussatz im Rheinland (Arbeiten zur Kenntnis der Geschichte der Medizin im Rheinland und in Westfalen II) Jena 1933, S. 153.

¹³ Mummenhoff a.a.O., S. 25.

¹⁴ ebenda.

¹⁵ Fabricius Ruremundanus, De balneorum naturalium praecipue eorum quae sunt Aquisgrani et Porceti, natura et facultatibus, et qua ratione illis utuntur sit. Coloniae 1546, S. 26.

¹⁶ Mummenhoff a.a.O., S. 22, Anm. 32.

¹⁷ S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter I, II. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, 111/112). — E. Schmitz-Cliever, Die Heilkunde in Aachen. Aachen 1963, S. 35 ff. (Zugleich als Sonderdruck ZAGV 74/75 (1963)).

¹⁸ Mummenhoff a.a.O., S. 23.

¹⁹ StA R A H III/4. — Mummenhoff, a.a.O., S. 22, 26.

²⁰ StA Urkundenachträge 341 (Urk. vom 24. Mai 1422) — Eine Abbildung bringt die Arbeit von Mummenhoff, a.a.O., S. 23.

²¹ Mummenhoff a.a.O., S. 28.

²² Sie erfolgte 1965 durch den Lehrstuhl für Baugeschichte (Prof. Weyres) der Technischen Hochschule Aachen. Die Zeichnungen stammen von W. Roesner und Georg Milbert.

²³ L. Hugot, Baugeschichtliche Beobachtungen am Hofe Melaten (Manuskript).

²⁴ Ich bin Herrn Dr. Hugot für die mir erstattete Einsichtnahme zur Genehmigung einer auszugsweisen Veröffentlichung und

für die Anfertigung der Planskizze mit bauhistorischen Eintragungen (Abb. S. 201) zu herzlichem Dank verpflichtet.

²⁴ Hugot a.a.O.

²⁵ Chr. Quix, Die Kapelle zu Melaten. Aachen 1843.

²⁶ Mummenhoff a.a.O., S. 26.

6. Alexianerkrankenhaus

Die Begarden werden in Aachen zum erstenmal in den Stadtrechnungen des Jahres 1334 erwähnt: It. pauperibus begardis et beginis in dedicacione dat. pro Deo 7 m. per Wm.¹ Man wird ihr erstes Auftauchen in Aachen um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts annehmen dürfen. Es handelte sich um eine zunächst nicht einheitlich geführte Laienbewegung des Hochmittelalters², die seit dem 13. Jahrhundert meist die Regel des Dritten Ordens des hl. Franziskus annahm. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gab das Auftreten des Schwarzen Todes diesen Tertiariern eine betont altruistische Richtung, indem sie die rein betrachtende Tätigkeit durch Krankenpflege und Begräbnisdienst erweiterten. In den Bullen Gregors XI. und Bonifaz IX. wurden sie gegen den Verdacht der Ketzerei in Schutz genommen und wegen ihrer karitativen Tätigkeit gelobt: »Sie nehmen Arme und Kranke, die es wünschen, in ihren Häusern auf und üben, soviel sie können, auch andere Werke der Barmherzigkeit, indem sie Kranke besuchen, sie in ihren Krankheiten auf Verlangen pflegen und bewachen und die Verstorbenen ihres Wohnortes zum kirchlichen Begräbnis bringen«³. Besonders das Begraben der Toten in Pestzeiten fand die Anerkennung der weltlichen und kirchlichen Stellen. In der Tat war die Pflege der Pestkranken und das Beerdigen der Verstorbenen ein kaum zu bewältigendes Problem. Später dehnten sie den Begräbnisdienst auf alle Verstorbenen der Stadt aus; noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts begleiteten die »Celliten«, seit etwa 1480 »Alexianer« genannt, jeden Sarg, der zum Friedhof getragen wurde. Bei den gefährlichen Pest- und Fleckfieberseuchen des 17. Jahrhunderts beteiligten sich die Alexianerbrüder an der Krankenpflege in den von der Stadt eingerichteten Sonderspitälern⁴, und noch im 19. Jahrhundert waren sie als Krankenpfleger während der Choleraepidemien tätig⁵.

Während die Pflege der Pest- und Cholerakranken und das Begraben der Toten durch die Alexianer heute nur noch eine historische Reminiszenz ist, hat eine andere medizinische Tradition dieser Genossenschaft ihre praktische Bedeutung bis zum heutigen Tage nicht verloren: die Irrenpflege, deren Schwerpunkt zunächst in der Betreuung der Erkrankten in ihren Wohnungen zu suchen war. Eine päpstliche

Bulle des Jahres 1506 erwähnt zum erstenmal, daß die Celliten oder Alexianer auch Geisteskranken ihre Pflege angedeihen ließen, eine zeitgenössische, beglaubigte Abschrift dieser Bulle wird noch heute im Archiv des Klosters aufbewahrt. Quellenmäßig gesichert ist die *stationäre* Pflege von Geisteskranken seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts⁶, ein Ereignis von einmaliger Bedeutung, wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit die Versorgung der Geisteskranken ein geradezu trostloses Bild darbietet⁷. Eine Behandlung dieser Kranken gab es nicht, man beschränkte sich darauf, sie in Ketten zu legen und der Aufsicht von Wärtern auszuliefern, die sich aus lichtscheuem Gesindel zusammensetzten. Während in diesen »Tollhäusern« unbeschreibliche Zustände herrschten, boten die Alexianer den Geisteskranken ein Asyl, wo nicht nur eine echte Krankenpflege betrieben, sondern sogar die uns heute so selbstverständliche Arbeitstherapie durchgeführt wurde. Unter ihrem Aachener Oberen Bruder Rütger Linden (1598–1642) wurde die Irrenpflege die Haupttätigkeit der Alexianer und ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Während des ganzen 18. Jahrhunderts lebten stets 25 bis 30 Geisteskranke in diesem Kloster⁸; zahlreiche handschriftliche Eintragungen belegen die Tatsache einer stationären Behandlung dieser Kranken⁹, eine Leistung, die für die damalige Zeit ohne Beispiel war. Als durch die humanitären Ideen der Französischen Revolution und besonders durch die Bemühungen der französischen Ärzte Philippe Pinel (1745–1826) und Jean-Etienne-Dominique Esquirol (1772–1840) die große Reform der Irrenpflege eingeleitet wurde, sahen die Aachener Alexianer bereits auf eine lange Erfahrung auf diesem Gebiete zurück. So wurde das Kloster auch ausdrücklich von dem Aufhebungsbefehl in französischer Zeit ausgenommen, und die Äußerungen des Präfekten der Departmentsverwaltung 1803¹⁰, sowie die Beschreibung des Klosters im Jahre 1811 durch S.M.X. de Golbery¹¹ zeugen von der Bewunderung, die man für diese Institution hegte.

Urkundlich gesichert seit 1391¹², wahrscheinlich aber schon länger, steht das Kloster der einstigen Celliten, der jetzigen Alexianer auf dem selben Platz, also mehr als 575 Jahre. Die topographischen Einzelheiten der ersten Klosteranlagen liegen im Dunkel. Sichere Kenntnis über einzelne Gebäude-teile haben wir seit dem 17. Jahrhundert. Die Umbauten und Erweiterungen des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die Zerstörungen des zweiten Weltkrieges haben das Gesicht der alten Anlage tiefgreifend verändert. Den Zustand im Jahre 1922, also vor Beginn der baulichen Erneuerung bis zum Jahre 1930, gibt der von W. Pauen angefertigte

Plan wieder¹³ (s. Abb. S. 251). Man unterscheidet deutlich die ältesten Bestandteile der Anlage, die 1922 noch vorhanden waren. Die alte Kapelle und das kleine Brauhaus, unmittelbar am Alexianergraben in der Häuserflucht gelegen, wurde abgerissen. Es handelte sich dabei um Bauten des 17. Jahrhunderts (Nr. 2, 2a, 3, 4, 6, 8 und 9). Alle anderen des durch Ankauf erweiterten Teiles gehören dem 19. Jahrhundert an. Der an der Mörgensstraße gelegene, langgestreckte Bau, der die Werkstätten beherbergte und auch seiner Bausubstanz nach aus dem 18. Jahrhundert stammt, wurde aber erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts erworben und dem Kloster angegliedert. So kann nur noch das sogenannte alte Refektorium (Nr. 6, 9) als Rest der Anlage aus dem 17. Jahrhundert angesehen werden. Er war ein Teil des eigentlichen Klosterbaues (Nr. 8), der die Wohnungen der Brüder und die Unterkünfte der Geisteskranken enthalten hat¹⁴. Das im Erdgeschoß heute noch erhaltene Refektorium besitzt eine Holztäfelung des 18. Jahrhunderts, die der Bürgermeister v. Wespien gestiftet hat. In der Täfelung ist noch eine kleine Türe eingelassen, durch die aus der damals benachbarten Küche die Speisen für die Brüder hereingereicht wurden. An der der Fensterseite gegenüberliegenden Wand hängen vier große Ölbilder des 18. Jahrhunderts, die Vita des hl. Alexius schildernd.

In der starken baulichen Ausdehnung der Klosteranlagen während des 19. Jahrhunderts spiegelt sich die zunehmende Bedeutung, die die stationären Einrichtungen für psychisch Kranke um diese Zeit gewinnen. Um die Jahrhundertmitte wurden etwa 30 Kranke betreut, im Jahre 1875 waren es täglich 178 (jährliche Pflegetage 64 970) und im Jahre 1900 täglich 204 Kranke (jährlich 74 460 Pflegetage). Bis auf den heutigen Tag wird die alte Tradition weitergeführt, ein modernes psychiatrisch-neurologisches Krankenhaus der Alexianergenossenschaft wirkt an der selben Stelle, wo vor etwa 600 Jahren sich die ersten Begarden die ambulante Krankenpflege und das Begraben der Pestopfer zur Aufgabe machten, und wo vor mehr als 300 Jahren die stationäre Aufnahme und Pflege von Geisteskranken durchgeführt wurde.

¹ J. Laurent, Aachener Stadtrechnungen. Aachen 1866. S. 104, Z. 21.

² J. Wiegers, Die Aachener Alexianerbrüder. Aachen 1956, S. 12.

³ ebenda S. 13.

⁴ Stadtarchiv Aachen, Beamtenprotokolle v. 7. 8. 1690.

⁵ Stadtarchiv Aachen, OB-Registr. Caps. 103/5

⁶ Wiegers a.a.O., S. 36.

⁷ D. Jetter, Geschichte des Hospitals Bd. I. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 5, Wiesbaden 1966, S. 54.

⁸ Wiegers a.a.O., S. 67.

⁹ Stadtarchiv Aachen, Samml. Schollen Hs 88.

¹⁰ Stadtarchiv Aachen, RR 284.

¹¹ S.M.X. de Golbery, Considerations sur le Departement de la Roer. Aachen 1811, S. 450.

¹² Laurent a.a.O., S. 373, Z. 38.

¹³ Blätter der Erinnerung. Aachen 1931.

¹⁴ ebenda S. 17. — Zur Baugeschichte vgl. auch K. Faymonville, Die Kunstdenkmäler der Stadt Aachen. II. Düsseldorf 1922, S. 34 ff. — Ferner: Das psychiatrische Krankenhaus. Hrsg. v. F. Panse (Schriftenreihe aus d. Gebiet des öffentlichen Gesundheitswesens. 19, Stuttgart 1964 (passim).

7. Hubertuskapelle der Kathedralkirche

Die Hubertusverehrung reicht bis in das 10. Jahrhundert zurück und breitete sich damals von der Diözese Lüttich über das Gebiet der Ardennen, die Eifel, Luxemburg bis nach Lothringen aus. Allein in der Lütticher Diözese zählte man im 15. Jahrhundert einundzwanzig Hubertuskirchen¹. Hubertus war um 709 Bischof von Maastricht, wurde 722 erster Bischof von Lüttich und Apostel des Ardennengebietes, das er dem Christentum zuführte; er starb 727 in Lüttich. Der Heilige wurde gegen den Biß tollwütiger Hunde angerufen, ein Kult, der wohl zuerst im wildreichen Hochwald der Ardennen entstand. Er »verbreitete sich unter französischen und rheinischen Jägern und Forstleuten, welche die Gefahr tollwütiger oder rasender Wölfe und Hunde kannten«². Es bürgerte sich allgemein der Gebrauch eines sogenannten Hubertusschlüssels ein, ein Eiseninstrument, das man glühend machte, um damit die Bißwunden auszubrennen – eine sehr zweckmäßige Therapie der gefährlichen Infektion. Diese »Schlüssel« wurden meist in den Kirchen aufbewahrt, ferner gehörten zur Behandlung diätetische und religiöse Vorschriften, bei denen die Zahl Neun charakteristisch war. Die bekannte Legende der Begegnung des Heiligen mit einem Hirsch, der ein Kreuz im Geweih trug, ist jüngeren Datums und taucht erst im 15. Jahrhundert auf, während die älteren Viten sie nicht erwähnten.

Die Zugehörigkeit Aachens zum Bistum Lüttich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und die geographische Lage am nördlichen Ausläufer der Ardennen machen es verständlich, daß auch hier die Hubertusverehrung eine besondere Stätte fand. Von 1456 bis 1474 wurde an der Nordnordostseite des Münsters die Hubertus- und Karlskapelle errichtet, eine Doppelkapelle, die in dem zu ebener Erde gelegenen Teil die eigentliche Hubertuskapelle darstellt, während die Emporkapelle Karl dem Großen geweiht ist. Eine dreiteilige, über vier Meter hohe Trennwand schließt den Altarraum der Hubertuskapelle vom Durchgang zum Münsterinnern ab. Diese Wand löst sich nach oben in Stab- und Maßwerk auf und wird durch einen spätgotischen Laufkamm abgeschlossen³. Eine Temperamalerei aus dem 15. Jahrhundert stellt, soweit man bei dem schlechten Erhaltungszustand feststellen kann, den hl. Sebastian dar, neben ihm eine weitere Gestalt, die nicht

mehr zu bestimmen ist. Es darf vermutet werden, daß es sich dabei um den hl. Hubertus gehandelt hat, dem diese Kapelle geweiht war. Die gemeinsame Darstellung von mehreren Heiligen als Helfer gegen Krankheiten und besonders gegen Volksseuchen ist häufig anzutreffen. Man wird annehmen dürfen, daß der Hubertuskult in Aachen zunächst in dieser Seitenkapelle des Münsters eine Heimstätte hatte und erst später zur St.-Jakobskirche übersiedelte, wo noch heute die Hubertusoktav zu Anfang des Monats November gefeiert wird. Die erste Nachricht von der Existenz eines Hubertusaltars in der Jakobskirche stammt aus dem Jahre 1652⁴, während das Bestehen einer Hubertusbruderschaft weiter zurückreicht, ohne daß ihr zeitlicher Ursprung noch festzustellen ist⁵.

¹ Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (Hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli) Bd. 4. Berlin-Leipzig 1931/32, S. 428.

² ebenda.

³ K. Faymonville, KDRh X, 1, S. 102 und Abb. 54.

⁴ O. Dresemann, Die Jakobskirche zu Aachen. Aachen 1888, S. 33.

⁵ ebenda, S. 31.

8. Quirinusbad auf dem »Hof«

Die Aachener Thermalquellen waren schon in römischer Zeit medizinisch genutzt worden; ein Militärbad hatte hier den Legionen Niedergermaniens zur Verfügung gestanden. In karolingischer Zeit und während des ganzen Mittelalters aber diente das Thermalbad mehr der Körperhygiene und dem Lebensgenuß, während der therapeutische Charakter zurücktrat. Eine grundlegende Änderung trat zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein. Zunächst erfolgte ein allgemeiner Rückschlag des Badewesens; die im Mittelalter zu beobachtende Badefreudigkeit erlitt überall eine starke Einbuße, wahrscheinlich durch das starke Umsichgreifen der Syphilis um 1500, die den mittelalterlichen Badestuben als Infektionsherden schlimmer Art ein Ende bereitete. Auch in Aachen verfielen um diese Zeit die Bäder allgemein, um dann um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Wiederbelebung zu erfahren, wie sie den dem Untergang geweihten Badestuben alten Stils nicht mehr beschieden war. Ursache dieses Wiederaufstiegs war die Entstehung der wissenschaftlichen Balneologie im Zeitalter des Humanismus. Die Hinwendung zur Naturwissenschaft rückte auch die Heilquellen in den Gesichtskreis ärztlicher Beobachtung und Erfahrung, die erste wissenschaftliche Baderschrift des Fabricius Ruremundanus 1546 eröffnet den Reigen einer Thermenliteratur, die sich bis in unsere Tage fortgesetzt hat¹. Es ist der Initiative dieses Aachener Stadtarztes und medizinischen Autors zu verdanken, daß der Rat der Stadt dem weiteren Verfall der Bäder Einhalt gebot

und das alte *balneum regium* durch einen Neubau ersetzte, gleichzeitig aber auch auf dem »Hof« um 1540 ein weiteres Bad, das Quirinusbad, gründete, das aus der Quellgruppe der Büchelthermen gespeist wurde. Die westlich vom Königsbad gelegene Quirinusquelle war vom Hof aus zugänglich, sie diente im Mittelalter den Anwohnern als Schöpfstelle für heißes Wasser und als Waschplatz, der »heiße Born« genannt². Huyskens setzt den Neubau des Quirinusbades auf etwa 1540, Cüppers nimmt die Zeit um 1600 an. Im 18. Jahrhundert wurde das Quellhaus ganz dem Bad zur Verfügung gestellt und die öffentliche Wasserentnahme unterbunden³. Die topographischen Zusammenhänge zwischen dem Quirinusbad und dem alten Bäderkomplex der Büchelthermen sind in der Karte des Meister Winant von 1677 dargestellt⁴. In der weiteren baulichen Entwicklung ist der Umbau durch Johann Josef Couven 1745 zu nennen, dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Umgestaltung durch Leydel folgte, der 1819 mit dieser Aufgabe betraut wurde. Die Arbeiten waren 1825 beendet. Das Quirinusbad hatte nunmehr drei eigene Quellen, zwölf Bäder und fünfundzwanzig Gastzimmer. Eine Karte des Conductors Aldenhoven gibt den Grundriß des Bades um 1850 wieder⁵, das Bad ist nach Westen erweitert und die Fassade auf das Doppelte verbreitert worden. In dieser Gestalt ist sie noch heute erhalten, während die eigentliche Badeanlage im Kriege zerstört worden ist. Als Heim der Jugendpflege und der Altenbetreuung soll dieses Baudenkmal erhalten bleiben.

Die bauliche Struktur der Badeanlagen zeigt im Laufe der Jahrhunderte eine bemerkenswerte Wandlung, die sich in der allmählichen Abkehr von der großen Piszine und in der Bevorzugung kleiner Badebassins bis zum Einzelbad dokumentiert. Das große Schwimmbecken, wie es in der *Vita Caroli* des Einhard beschrieben wurde, hat mindestens noch bis ins 17. Jahrhundert bestanden⁶, im 18. Jahrhundert hatte man bereits eine Unterteilung in fünf kleinere Becken vorgenommen⁷. Die großen Piszinen alten Stils waren vor allem zum Schwimmen geeignet und daher ein charakteristischer Schauplatz mittelalterlicher Badefreuden gewesen. Trotzdem hatten aber auch sie einen eigenen therapeutischen Wert, da zu der Einwirkung des Thermalwassers auf den Organismus noch der Effekt einer aktiven Körperbewegung hinzukam. Die Tendenz zum Einzelbad ist wenigstens teilweise durch die immer mehr in den Vordergrund tretende Behandlung schwerer Krankheitsfälle mit starken Veränderungen des Bewegungsapparates zu erklären. Auch mag die zunehmende Bedeutung der Schwefelthermen bei der Behandlung der Sy-

philis und der Quecksilberkrankheit (Merkurialis-
mus) mit ihren oft erheblichen äußeren Entstellungen die Entwicklung zum Einzelbad hin begünstigt haben. Besonders die Modernisierung der Bäder in französischer Zeit trägt dieser Entwicklung Rechnung⁸, im Quirinusbad ist die Errichtung von Einzelbädern um 1800 nachweisbar⁹ und auch später werden die Gemeinschaftsbecken nach und nach in Einzelbecken umgewandelt.

¹ F. Fabricius *Ruremundanus*, De balneorum naturalium prae-
cipue eorum, quae sunt Aquisgrani et Porceti, natura et facul-
tatibus, et qua ratione illis utendum sit, libellus perutilis. Colo-
niae 1546.

² H. Cüppers, Der Thermenbezirk am Büchel und am Hof im
Mittelalter. Aachener Kunstblätter 22 (1961), S. 66.

³ ebenda, S. 70.

⁴ Diese Karte befindet sich im Stadtarchiv Aachen. Eine Abbild.
und eine baugeschichtliche Auswertung s. Cüppers a.a.O., S. 62.

⁵ Cüppers a.a.O., S. 71.

⁶ ebenda, S. 64.

⁷ K. L. v. Pöllnitz, Amusemens des eaux d'Aix-la-Chapelle,
Tom. II., Amsterdam 1736, S. 4 f.

⁸ Cüppers a.a.O., S. 71.

⁹ ebenda.

9. Karmeliterinnenkloster in der Pontstraße

Die Karmeliterinnen (Discalceatessen) gründeten 1662 auf dem Boden des beim Stadtbrand 1656 vernichteten Hofes Schönforst in der Pontstraße ein Kloster¹, dessen Kirche 1739 von Mefferdatis in Angriff genommen und die 1748 geweiht wurde. Im Jahre 1802 wurde das Kloster säkularisiert, zwei



Jahre später wurde darin das »Theresianer-Armenhaus« eingerichtet, wo altersschwache Personen gepflegt wurden. Zu Ehren der französischen Kaiserin und Gemahlin Napoleons I., Josefine, die 1804 in Aachen weilte und der Institution ihre Gunst schenkte, wurde es Josefinisches Institut genannt. Ein Grundriß aus dem Jahre 1739² veranschaulicht die Bauanlage. Ein Bild von Caspar Scheuren aus dem Jahre 1800 stellt die Fassade an der Pontstraße dar mit der Barockkirche, die heute zwar im Inneren ausgebrannt ist, aber als Baukörper der Vernichtung ebenso entging, wie die um den kleinen straßenwärts gelegenen Hof gruppierten Bauteile der alten Anlage.

Nach seiner Gründung 1804 wurde das eigentliche Altersheim noch durch eine Art Arbeitshaus erweitert sowie durch eine Erziehungsanstalt für Jugendliche³, doch setzte sich später immer mehr der Charakter eines Alters- und Siechenheimes durch; der medizinische Aufgabenkreis dieser Institution wurde noch vergrößert, als im Jahre 1902 das Vinzenzspital in die »Theresianische Anstalt« einzog⁴, wo es als städtische Pflegeanstalt für altersschwache und kranke Personen unter ärztlicher Leitung stand. Erst 1937 schloß es seine Pforten⁵.

¹ StA, Ratsprotokolle I, S. 137, 210, 276.

² KDRh X, 2, S. 216.

³ Die Wohlfahrts-Einrichtungen in der Stadt Aachen. Aachen 1926, S. 64.

⁴ Huyskens, Stadtgeschichte S. 224 — Das Vinzenzspital war eine Anstalt, die 1823 durch die Bemühungen des Philanthropen Dr. J.P.J. Monheim errichtet und zur Betreuung von unheilbaren Kranken bestimmt war. Sie war 1855 von der Adalbertstraße in das Gasthaus am Münsterplatz verlegt worden, als dieses älteste städtische Spital durch einen Neubau in der Monheimsallee überflüssig geworden war.

⁵ Heute befindet sich in dem Gebäude in der Pontstraße das »Humboldt-Institut« der Technischen Hochschule, nachdem es durch Umbau für den jetzigen Zweck geeignet gemacht worden war.

10. Roskapellchen

Ein medizinhistorisches Denkmal eigener Art ist das Roskapellchen. Es war jahrhundertlang eine Stätte der Marienverehrung und das Ziel von Bittprozessionen in Seuchenzeiten. Noch heute brennen in dieser schönen Kapelle mit ihrer eigenartigen Atmosphäre immer wieder Opferkerzen, die von Familienangehörigen bei Krankheitsfällen angezündet werden. In neuerer Zeit ist noch beim Auftreten der Cholera zwischen 1832 und 1866 die Massenwallfahrt zur Roskapelle in der Stadtgeschichte verzeichnet. Bei der letzten großen Choleraepidemie 1866 strömten hier Tausende von Prozessionsteilnehmern zusammen. Eine Ballung solcher Menschenmassen in der engen Altstadt war aber gerade bei der typischen Kontaktinfektion der Cholera ein bedenkliches Ereignis, das der Behörde

mit Recht Sorgen bereitete, da sich auch vor der bakteriologischen Ära während der Aachener Epidemien der Gedanke der Kontagiosität immer mehr gegenüber dem Miasmaglauben durchgesetzt hatte¹. So gehörte es zu den wichtigsten Maßnahmen der Gesundheitsbehörde, Massenansammlungen in Cholerazeiten möglichst zu unterbinden.

Die Geschichte der Marienkapelle in der Ros geht ins Mittelalter zurück; die älteste Nachricht findet sich im Grafschaftsbuch der Scherptorgrafschaft um 1460, wo von einem Bildstock die Rede ist: Eyn huys intgeyn dat bilde². Faymonville nimmt zu Unrecht die Entstehung der Kapelle im 18. Jahrhundert an³, denn schon um 1650 betreute die Barbarabruderschaft der Aachener Löher an der Jakobskirche ein ewiges Licht, das in der innerhalb der Jakobspfarre gelegenen Roskapelle unterhalten wurde: Adhaec Mariano in sacello plateae, quam a craticula nomen habere volunt »auff der Rost«, perpetuum de nocte alebant lumen⁴. Der Terminus in sacello aber kennzeichnet die Verehrungsstätte eindeutig als eine Kapelle. Die Umwandlung in eine Barock-Kapelle erfolgte in den Jahren 1758 bis 1759; es ist der Bau, wie er sich uns im wesentlichen noch heute darbietet.

¹ E. Schmitz-Cliever, Die Anschauungen vom Wesen der Cholera bei den Aachener Epidemien 1832—1866. Sudh. Arch. 36, 1952, S. 261—276.

² StA, Hs 341 fol. 38 r.

³ KDRh X, 2, S. 125.

⁴ StA, Hs 16, p. 909.

11. Karlsapotheke

Die Geschichte der heute noch in Aachen bestehenden Apotheken läßt sich bis zum Jahre 1615 zurückverfolgen, wenn auch mit Sicherheit angenommen werden darf, daß schon vorher mehrere Offizinen bestanden haben, deren Namen und Lage jetzt nicht mehr bekannt sind. Die älteste Aachener Apotheke, die noch heute als solche fortbesteht und seit 1697 ohne Unterbrechung im Hause an der Ecke Markt und Pontstraße betrieben wird, ist die Karlsapotheke. Sie ist eine der acht Offizinen, die in reichsstädtischer oder französischer Zeit gegründet worden sind, »eine verhältnismäßig hohe Zahl, wenn man bedenkt, daß in dem stets weit größeren Köln nur siebzehn Apotheken aus der Zeit vor 1815 bestehengeblieben sind«¹. Der Apotheker Peter Gersthoven übernahm spätestens 1615 eine schon bestehende, nicht mehr bekannte Offizin oder gründete selbst eine neue². Wo diese erste Gersthovensche Apotheke lag, ist nicht mehr festzustellen, doch wird angenommen³, daß sie auch am Markt gelegen war. Gersthovens Sohn Michael war Apotheker wie sein Vater, er war mit Maria



Lovius aus Raeren verheiratet⁴. Auch der Enkel Michael Gersthoven (getauft 24. März 1657) führte die Berufstradition fort, er siedelte als Apotheker in das Haus Ecke Markt-Pontstraße über, das er durch Heirat der Anna Helene Richterich in seinen Besitz gebracht hatte. Das Haus hieß damals »Im wilden Mann«⁵, hatte aber im Mittelalter Haus Brüssel geheiß, erstmals in einem Zinsregister von 1320 Brusseler, 1338 »in domo Bruxella« genannt⁶. In einer Urkunde vom 1. Mai 1363 wird es als das Schöffenhauß Brüssel bezeichnet, »ze Bruysel, in unser scheffen huys ze Aichen«⁷. Das Wort Brüsselstein am Ende des 14. Jahrhunderts unterstreicht die Bedeutung dieses Gebäudes, da die Zusilbe -stein nur den vornehmen, aus Stein gebauten Häusern gegeben wurde, im Gegensatz zu den fast allgemein üblichen Fachwerk- und Holzbauten. In diesem Hause wurde das Schöffengericht gehalten und es behielt den Namen »Der alte Brüssel«

auch dann noch, als die Schöffen nach Fertigstellung des gotischen Rathauses um die Mitte des 14. Jahrhunderts immer häufiger und schließlich endgültig in der neuen Schöffenkammer des Rathauses zu tagen pflegten. Im Grafschaftsbuch der Bergtorgrafschaft um 1460 wird bei der Aufzählung der Häuser am Markt von der Pontstraße bis zur Mostardgasse entsprechend erwähnt: Item dat huys zen alden Broisselt up Pont orde⁸. Der Hausname »Zum wilden Mann« taucht zuerst 1559 auf, wo es als vornehmer Gasthof erwähnt wird; als Weinhaus erscheint es schon um 1420⁹.

Michael Gersthoven, der dritte Apotheker dieser Familie, starb 1704. Nachfolger und Hausbesitzer wurde sein Sohn Wilhelm Gersthoven (1683–1763), der wie sein Vater großes Ansehen genoß und mehrfach »Neumann« der Stadt Aachen wurde. Noch zu seinen Lebzeiten übernahm sein Sohn aus zweiter Ehe, Johann Franz Ludwig Gersthoven, die Apotheke. Er wird noch 1763 als Ratsherr genannt, wurde aber bereits in diesem Jahr nach Ungarn verschlagen¹⁰. Er war der letzte aus der Apothekerfamilie dieses Namens, der in der Offizin im alten Haus Brüssel tätig gewesen ist. Im Sommer 1763 ging Apotheke und Haus an Mathias Theodor Degraa über. Im Besitz dieser Familie blieb die Apotheke nur zwei Generationen bis in die französische Zeit hinein. Im 19. Jahrhundert werden verschiedene Besitzernamen genannt, auch der Name der Apotheke wechselte mehrfach. 1889 erhielt sie den Namen »Carolus-Magnus-Apotheke« und heißt seit 1935 Karlsapotheke¹¹.

Eine erste bildliche Darstellung der alten Apotheke stammt von dem Schweizer Maler Caspar Wolff (1735–1798), ein Aquarell des Marktes mit dem Haus »Zum wilden Mann«. Dieses Bild aus dem Jahre 1780/81 stellt den Zustand des Gebäudes nach dem Wiederaufbau von 1656 dar, also nach der Zerstörung durch den großen Stadtbrand: ein vierstöckiges Haus mit einem gotischen Erker im ersten Stockwerk der Marktfassade, aber ohne Eingang auf der Marktseite¹². In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde dann ein Umbau vorgenommen, der jüngere Couven schuf die jetzige Fassade im Übergangsstil vom Rokoko zum Zopfstil¹³ mit einem charakteristischen Mansarddach. Bei diesem Umbau wurde auch Baugrund der Pontstraße einbezogen unter Beibehaltung eines Einganges von der Pontstraße her, allerdings wurde der eigentliche Apothekeneingang nunmehr auf die Marktseite verlegt, und zwar in den östlichen Teil der Fassade, also zum Haus Nr. 45, dem »Schwarzen Adler« hin. Der heutige Grundriß der Apotheke entspricht nicht mehr der ursprünglichen Aufteilung, denn noch bis gegen das Ende des neunzehn-

ten Jahrhunderts war der sogenannte Schalterbetrieb üblich: die Besucher betraten einen kleinen Vorraum mit einem Schalter, hinter dem der Apotheker die Rezepte entgegennahm¹⁴. In dem kleinen Gärtchen der Karlsapotheke fand sich noch bis vor wenigen Jahren ein Brunnen, der nunmehr zugedeckt ist, der aber in früheren Jahrhunderten das Wasser für den Apothekenbetrieb lieferte.

¹ H. Schiffers, Geschichte der Aachener Apotheken. ZAGV 71 (1959), S. 51.

² ebenda, S. 54.

³ ebenda, S. 55.

⁴ Sie war die Schwester des aus Raeren im Herzogtum Limburg stammenden Kölner Kanonikus Wilhelm Lovius (1620–1685), Begründer der Loviustiftung, Regens der Montanerburse, Dekan der Artistenfakultät, Quästor der Universität und 1683 deren Rektor.

⁵ StA, Real. Prot. 1694–97, 316 f.

⁶ J. Laurent, Aachener Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert. Aachen 1866, S. 122, Zeile 5–7.

⁷ H. Loersch, Aachener Rechtsdenkmäler aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert. Bonn 1871, S. 70.

⁸ StA, Hs 889.

⁹ Schiffers, S. 57.

¹⁰ ebenda.

¹¹ Der jetzige Besitzer der Apotheke ist Dr. Glombitza.

¹² StA, Hs 987. Eine Reproduktion des Aquarells s. bei Schiffers a.a.O., S. 40.

¹³ Arnold, Das Altaachener Wohnhaus. Aachen 1930, S. 260.

¹⁴ Eine solche Form des Apothekenbetriebes sah ich noch 1938 in der in einem Haus niedersächsischer Bauweise aus dem 17. Jahrhundert in Clausthal-Zellerfeld untergebrachten Apotheke. Die Patienten bzw. Besucher betraten die große »Deele«, stiegen mehrere Stufen hinan zu einem Schalter, wo sie das Rezept dem Apotheker aushändigten, um anschließend in der geräumigen Deele auf die Zubereitung der Arznei zu warten. Sicherlich war der Apotheker und sein Personal weniger einer Infektion mit Grippe, Tuberkulose usw. ausgesetzt, als es heute der Fall ist.

12. Monheimsche Apotheke

Auf ältestem Boden der Stadt, noch auf dem Gelände der einstigen karolingischen Pfalz, hat das Haus Nr. 17 an der Ostseite des Hühnermarktes die Verheerungen des Zweiten Weltkrieges überlebt. Hier bestand von 1662 bis 1881 die zweitälteste der heute noch vorhandenen Aachener Apotheken, die Monheimsapotheke. In diesem Coebergschen Stockhaus wurde das ehemalige Couvenmuseum der Stadt aufs neue eingerichtet und am 10. Mai 1958 eröffnet. In diesem Stammhause der Familie Monheim erstand auch in musealer Form die alte Apotheke wieder; diese selbst wurde 1881 vom Hühnermarkt in das Eckhaus Drischer Gäßchen-Pontstraße verlegt, nach der Zerstörung an fast derselben Stelle als moderne Offizin mit dem Namen »Monheimsapotheke« aufgebaut.

Bis zum großen Stadtbrand 1656 hatte auf dem Grundstück des Monheimschen Hauses am Hühnermarkt die Stadtwaage gestanden¹, die bei dieser Brandkatastrophe zerstört worden war. Die Waage hatte den südlichen Teil des heutigen Monheimschen Hauses eingenommen², die Hauptparzelle

umfaßte das heutige Haus Nr. 19, in welchem das Zunfthaus der Bäcker eingerichtet wurde. Nach 1656 wurde das Brandtrümmergrundstück von den beiden Schwägern Nikolaus Fibus und Gerlach Mau erworben, die es 1662 an den Apotheker Adam Coeberg verkauften, der aus Grave an der Maas stammte und mehrere Jahre als Gehilfe in der Apotheke des Aachener Arztes Dr. med. Mathäus Geyer gearbeitet hatte. Coeberg erwarb 1659 das Bürgerrecht und errichtete 1663 auf dem erworbenen Grundstück der alten Waage einen Neubau, in dem er die von Dr. Geyer übernommene Apotheke einrichtete³. Das Haus trug bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit den Namen »Coebergsches Stockhaus« nach einem besitzrechtlichen Begriff ähnlich dem »Stocklehen«. Adam Coeberg gehörte zu den angesehenen Bürgern der Stadt, war Mitglied der vornehmen Bockzunft, mehrfach Ratsmitglied, Christoffel der Albrechtsgrafschaft und Kirchmeister von St. Foillan. Als er 1694 starb, übernahm sein Sohn Jakob (geb. 1662) die Apotheke; in der dritten Generation war Johann Adam Coeberg (1688–1756) Erbe des Hauses und der Offizin, in der vierten Heinrich Martin Jakob Coeberg (geb. 1713). Der letztere übertrug die Apotheke dem 1750 in Köln geborenen Andreas Monheim, der das Aachener Bürgerrecht durch Heirat erworben hatte. Im Jahre 1783 kaufte er das Stockhaus und 1788 auch die Apotheke. Zusammen mit dem Schöffensbürgermeister Vinzenz Philipp Freiherr de Witte de Limminghe war er der letzte Bürgermeister der reichsstädtischen Verfassung Aachens⁴. Über seinen Sohn und Nachfolger Dr. Johann Peter Josef Monheim (1786–1855), s. S. 217. Sein Sohn Viktor Monheim (1813–1897) war der vierte und letzte Apotheker der Monheimschen Linie; er übertrug 1881 die Offizin, aber nicht das Haus, an den Apotheker Winand Bücken, der in die Pontstraße übersiedelte (s. o.). So hat von 1662 bis 1881 ohne Unterbrechung eine Apotheke am Hühnermarkt bestanden, vier Apothekergenerationen des Namens Coeberg und vier des Namens Monheim haben hier gewirkt. In ähnlicher Weise wie die Karlsapotheke vermittelt auch das Monheimsche Haus und seine Geschichte ein repräsentatives Bild des Apothekerstandes früherer Jahrhunderte. Wenn auch damals noch kein Universitätsstudium von den Pharmazeuten gefordert wurde, so fand doch die Arzneimittellkunde im Rahmen der Heilberufe eine starke Beachtung. Von dem staatlichen Interesse an einem geordneten Apothekerwesen zeugen die zahlreichen Apothekenordnungen, die seit dem 13. Jahrhundert überall erlassen wurden⁵. Das Monheimsche Haus am Hühnermarkt ist in seiner jetzigen Gestalt ein Bau der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Als

Erbauer gilt der jüngere Jakob Couven, nach neueren Untersuchungen⁶ läßt sich das Jahr 1786 als Zeitpunkt des Neu- bzw. Umbaus festlegen. Bauuntersuchungen bei der Wiederherstellung nach dem Kriege ergaben, daß Couven »den Baubefund des Hauses von 1663 im großen und ganzen gelassen« hat⁷. Das Formgefühl des späten Rokoko aber offenbart sich in der vornehm-ruhigen Gestaltung der Fassade⁸, die zum Hühnermarkt als Hauptfront ausgebildet ist. Sie ist in fünf Achsen unterteilt, die sich in den hohen Fenstern des Mansardgeschosses fortsetzen. Im Firstraum der zweiten und vierten Achse ist je ein kleines Dachhäuschen eingefügt. Das Erdgeschoß war nach dem Wegzug der Apotheke 1881 durch einen Ladeneinbau verunziert⁹, bei der Renovierung nach dem Kriege wurde der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt. Während die Fassade zum Hühnermarkt als Hauptfront reich durchgebildet ist, zeigt die zur Rommelsgasse hin gelegene eine schlichtere Fassung, sie weist einen Nebeneingang und das Treppenhaus auf. Das Gebäude besteht aus einem Vorderhaus, das zum Hühnermarkt orientiert ist und dem zum »Hof« gerichteten Hinterbau; beide schließen einen Binnenhof ein. Der Grundriß ist der für das 18. Jahrhundert typische: Der Eingang in der Mitte der Front, die Räume zu beiden des Flurs, die Treppe seitlich angeordnet, unter ihr der Nebeneingang. In dem jetzt als Museum eingerichteten Monheimischen Haus liegt auch als Erinnerung an die »privilegierte Adler-Apotheke« des 18. Jahrhunderts ein musealer Apothekenraum mit Apothekenschränken, Arzneigefäßen, Waage, Rezepturtisch und anderem Gerät. Aus dieser Offizin stammt auch eine handgeschriebene, lateinisch abgefaßte Pharmakopöe des 18. Jahrhunderts mit einem etwa zwanzig Seiten umfassenden Anhang, der die damalige Aachener Arzneitaxe enthält. Das Werk findet sich heute in der Handschriftenabteilung des Stadtarchivs¹⁰. Ein Blausteinmörser der Barockzeit diente zum »stößeln« der Heilkräuter für die Arzneizubereitung¹¹. Ein Totenzettel des Andreas Monheim und ein Ölporträt seines Sohnes Dr. J. P. J. Monheim halten die Erinnerung an die beiden ersten Apotheker dieses Namens wach. Im Gegensatz zur Karlsapotheke, wo heute noch eine Offizin in denselben Räumen wie vor 270 Jahren betrieben wird, stellt die Monheimsapotheke lediglich einen Museumsraum an der Stelle dar, wo von 1663 bis 1881 die Apotheke bestanden hat. Wahrscheinlich werden aber noch weitere Räume des Erdgeschosses dem Apothekenbetrieb gedient haben. Doch gibt das Haus in seiner jetzigen Gestalt einen zuverlässigen Eindruck von der noblen Bauweise der alten Apotheke des 18. Jahrhunderts.

¹ E. Quadflieg, Das Coebergsche Stockhaus, auch »Haus Monheim« genannt. Aachener Kunstblätter 17/18 (1958/59), S. 7–16.

² ebenda, S. 9.

³ ebenda, S. 10. Der Arzt Dr. Geyer hatte diese Apotheke 1649 gegründet, mußte sie aber 1659 aufgeben, da er die Stelle eines Stadtarztes übernahm. StA Ratssuppl. v. 24. Nov. 1661.

⁴ Quadflieg, a.a.O., S. 12.

⁵ Vgl. hierzu H. Schiffers, Geschichte der Aachener Apotheken. ZAGV 71 (1959), S. 5–76.

⁶ Quadflieg a.a.O., S. 13.

⁷ ebenda.

⁸ Schiffers a.a.O., S. 64.

⁹ E. Bisegger, Das Krämerviertel in Aachen. Aachen 1920, S. 71.

¹⁰ StA Hs 334.

¹¹ Leihgabe aus der Karlsapotheke (Dr. Glombitza).

13. Das Wappen des Sendgerichts (Hebammenstand)

Für die Geschichte der Heilkunde hat das Aachener Sendgericht eine größere Bedeutung als man zunächst vermuten sollte: Dem »Send« (von synodus) unterstand bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit das Hebammenwesen. Die Entstehung dieses geistlichen Gerichts geht bis in das hohe Mittelalter zurück¹. Seine Zuständigkeit umfaßte neben geistlich-kirchlichen Angelegenheiten auch solche des bürgerlichen Lebens wie Testamentsfragen, Beleidigungen, Verleumdungen, Verstöße gegen die öffentliche Sittlichkeit². Die Aufsicht über das Hebammenwesen leitete sich her von der Sorge der Kirche – sowohl in katholischen als auch evangelischen Gegenden – für die Taufe der Neugeborenen. Aus ursprünglich rein religiösen Anliegen entwickelte sich nach und nach eine allgemeine Beaufsichtigung des Hebammenstandes. Da die »Weisfrauen« auf die ihnen anvertrauten Frauen in den Tagen von Geburt und Wochenbett einen besonderen Einfluß ausübten, wurden sie zur Mithilfe bei



Text s. S. 243

Entdeckung unehelicher Vaterschaft, Kindsmord und Abtreibung herangezogen. Die Protokolle des Sendgerichts vom 16. bis zum 18. Jahrhundert bieten hierfür reiche Belege. Dem Vorsitzenden des Sendgerichts, Erzpriester des Münsterstifts, leisteten die Hebammen ihren Berufseid, dessen älteste Form erstmalig 1527 nachzuweisen ist³. Diese Eidesleistung und alle Sendgerichtsverhandlungen, zu denen die Hebammen vorgeladen wurden, fanden im Hause des Erzpriesters neben der Pfarrkirche St. Foillan statt. Da dem Sendgericht an einer Hebung des Standesniveaus der Hebammen lag, bemühte es sich auch um die berufliche Ausbildung des Berufsstandes und um die Ausschaltung ungeeigneter Elemente. In der Sendgerichtsverfassung des 18. Jahrhunderts ist die Stellung der Hebammen so eingehend erörtert, daß man von einer echten Berufsordnung sprechen kann⁴.

³ Vgl. hierzu L. Frohn, Das Sendgericht zu Aachen bis zur Mitte d. 17. Jahrhunderts. Aachen 1913 — A. Brecher, Die kirchliche Reform in Stadt und Reich Aachen (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 80/81) Münster i. W. 1957 — H. Klauser, Der Erzpriester von Aachen, ZAGV 74/75 (1963), 163—298.

² E. Schmitz-Cliever, Die Heilkunde in Aachen. ZAGV 74/75 (1963), S. 58 f.

³ A. v. Fürth, Beiträge und Material zur Geschichte der Aachener Patrizierfamilien III, 555.

⁴ StA RR 385.

14. Elisenbrunnen

Die therapeutische Anwendung des Thermalwassers war im 17. Jahrhundert durch die Einführung der Trinkkuren bereichert worden, besonders der Badearzt Franciscus Blondel (1613–1703) hatte sich für ihre Verbreitung auch in der wissenschaftlichen Balneologie takräftig eingesetzt. Die medizinischen Gesichtspunkte waren auf der Erfahrung fundiert und stützten sich vor allem auf die günstigen Ergebnisse des Thermalwassertrinkens bei Krankheiten des Verdauungsapparates und der ableitenden Harnwege. Nach Blondels Anregung hatte man in den Kurbetrieb Wandelhallen und Promenaden im Bereich der unteren Quellgruppe am Korneliusbad eingeführt, um die Trinkkuren für die Patienten anziehender zu gestalten. Das äußere Bild des Badelebens im späten 17. und 18. Jahrhundert wurde hierdurch entscheidend geformt. Neben die direkte Wirkung des Schwefelwassers auf den Organismus trat der Vorteil der körperlichen Bewegung des Kranken und das psychologische Moment der gesellschaftlichen Begegnung im Kurleben.

Über die Verlegung dieser Trinkhalle vom Komphausbad zum Friedrich-Wilhelm-Platz erfahren wir näheres im Jahrbuch des Regierungsbezirkes für das Jahr 1827. Danach war der alte Trinkbrunnen »nicht in gutem Zustande. Dieser lag auf einem an-



geschlossenen Platz, der Bend, hinter der neuen Redoute, und, wenn auch den Bädern, namentlich dem Kornelius- und dem Karlsbade nahe, war doch die Lage nicht die angenehmste«¹. Auch verlor das Wasser viel von seiner Wärme und Kraft, und viele Gäste zogen es daher vor, die Trinkkur in ihrem Badehaus durchzuführen, wobei sie aber die Wohltat der freien Luft, des Spazierens und der angenehmen Unterhaltung entbehren mußten. So wird es verständlich, daß der Rat der Stadt im Jahre 1821 beschloß, eine neue Wandelhalle für die Kurgäste zu errichten. Nachdem die Bäder in französischer Zeit Staatseigentum geworden waren, hatte sie der preußische König Friedrich Wilhelm III. der Stadt Aachen wieder als Eigentum zurückgegeben. Der Vorentwurf für die Trinkhalle wurde von J. P. Cremer angefertigt, die endgültige Ausarbeitung der Pläne aber erfolgte in Berlin durch Schinkel, der während der Bauarbeiten auch eine persönliche Inspektion vornahm; sein Einfluß auf dieses Projekt blieb maßgeblich. Die Ausführung wurde 1822 in Angriff genommen, die Grundsteinlegung erfolgte am 16. November des genannten Jahres. Außer dem Bürgermeister Daniels sprach auch der damalige Medizinalrat Dr. Hoepfner. Ein Jahr später beschloß man aus Dank für die königliche Spende von 10 342 Talern der Brunnenhalle den Namen der Kronprinzessin Elisabeth, Gemahlin des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. zu geben. Als Schinkel 1826 die Bauarbeiten in Augenschein nahm, ließ er die bereits begonnenen Malereien,

die durch die Schwefelwasserstoffdämpfe gelitten hatten, durch eine Stuckaufteilung der Decken und Wände ersetzen. Das Bauwerk war 1827 vollendet. Der Elisenbrunnen wurde »an dem damals vornehmsten Platz der Stadt«² errichtet, und zwar als langgestreckte Anlage in der Fluchtlinie der ehemaligen Stadtmauer. Der etwa 85 Meter lange Bau ruht auf einem zweistufigen Untersatz, der die Hallen etwas über den Platz emporhebt. Der Rundbau in der Mitte öffnet sich zum Platz hin mit sechs dorischen Säulen und ist mit einem flachen Zeltdach gedeckt, auf dessen Spitze ein Pinienzapfen aufragt. Zu beiden Seiten der Rotunde schließt sich je ein niedrigerer Säulengang an, der jeweils durch einen geschlossenen Seitenflügel abgeschlossen wird. Der Trinkbrunnen, dem das Thermalwasser der sog. oberen Quellgruppe am Büchel (Kaiserbad) zugeführt wird, lag früher unter dem Bodenniveau der Rotunde und war durch zwei herabführende Treppen zu erreichen.

Durch die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges wurde auch der Elisenbrunnen schwer beschädigt. Man entschloß sich 1951 zum Wiederaufbau in der alten Form³, verlegte aber den Trinkbrunnen aus der Rotunde in einen Seitenbau. Außerdem öffnete man die Rückwandungen der Säulenhallen zum Elisengarten durch Türen. Schon 1854 war nach Ankauf des hinter dem Elisenbrunnen gelegenen Klostergartens in der rechten Säulenhalle ein Durchgang mit drei Glastüren geschaffen worden⁴.

Ein überschwengliches Lob über die Trinkhalle Elisenbrunnen stammt aus der Feder des für die Stadt so verdienten Dr. Johann Peter Josef Monheim aus dem Jahre 1829⁵. Er spricht von dem »höchst prachtvollen Tempel Hygieens«, wo man

»die Schaaren von Genesenen hier fröhlich einherwallend erblickt«. Denn jedem Kranken gibt »die huldvolle Göttin den Wink, sich ihr vertrauensvoll zu nahen, um aus ihrem heilbringenden Born Kraft und Gesundheit zu trinken. Folgend der Einladung setzt er den segnisvollen Becher freudig an den Mund, und nachdem er den balsamischen Trank voll Hoffnung hinabgeschlürft, zieht er mutig von dannen«. Aber bekanntlich findet der Genuß des Aachener Thermalwassers bei dem starken Geruch von Schwefelwasserstoff nicht immer ungeteilte Begeisterung; so äußerte sich in der spöttisch-skeptischen Sprache des 18. Jahrhunderts ein anonymen Verfasser etwas anders zu diesem Punkt: »Diese Quelle giebt, im Vorbeygehen gesagt, einen Geruch von sich, der dem Geruch von Lavendelwasser nicht eben gleich kömmt; wenn der Liquor derselben dem Geschmacke nicht mehr schmeichelt als dem Geruch, so darf man die Trinker um die Wollust, die sie dabei genießen, nicht beneiden«⁶.

¹ F. Ahn, Jahrbuch für den Regierungs-Bezirk Aachen auf das Gemeinjahr 1827. Aachen, S. 138 ff.

² K D Rh X, 3 S. 194. Hier findet sich auch ein Verzeichnis der bekanntesten Abbildungen des Elisenbrunnens von 1826 bis 1863.

³ H. Königs, Das Schicksal der profanen Baudenkmäler. In: Das alte Aachen, seine Zerstörung und sein Wiederaufbau. Aachen 1953. S. 83 (Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst 3).

⁴ K D Rh X, 3 S. 195.

⁵ J.P.J. Monheim, Die Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spa, Malmedy und Heilstein. Aachen und Leipzig 1829, S. 137.

⁶ (o.V.) »Schilderung der Stadt Aachen zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtsschreiber und der Philosophen. Aus dem Französischen übersetzt. o. O. 1787.

15. Trinkbecher für Badegäste

Seit dem Aufschwung des Badewesens in Aachen nach dem großen Stadtbrand (1656) wurde nicht



nur das Vollbad und die heiße Dusche mit Thermalwasser angewendet, sondern auch die Trinkkur eingeführt. Sie ist zwar nicht die Erfindung des großen Badearztes Franz Blondel (1613–1703), wurde aber von ihm besonders betrieben und gefördert und in seinen balneologischen Publikationen stark herausgestellt. Die Bedeutung der Trinkkur für die Entstehung von Trinkhallen und Promenaden wurde bereits dargestellt (s. S. 214f). Waren die Trinkbecher schön und kunstvoll gearbeitet, so nahmen die Badegäste sie wohl als Andenken mit, wodurch die Tatsache erklärt wird, daß in Aachen selbst nur wenige dieser Gefäße vorhanden sind. Litt der Patient an einer der vielen »rheumatischen« Erkrankungen oder an Abnutzungskrankheiten des Bewegungsapparates, so behielt er nach erfolgreicher Badekur seinen Trinkbecher gerne als Andenken. Heilte er aber die seit dem 16. Jahrhundert als Syphilis bezeichnete und durch die Schwefelthermen günstig zu beeinflussende Krankheit aus, so wird er auf Erinnerungsgegenstände aus seiner Behandlungszeit verzichtet haben.

Aachen, Stadtgeschichtliches Museum

16. Die Aachener Quellen

Hygieia, die Göttin der Gesundheit, sitzt mit nakedem Oberkörper in der Mitte, einen Kranz mit Olivenblättern im Haar. Ihr Zepter, an dem sich die Schlange des Askulap emporringelt, stützt sie in eine Schale mit Obst, die zur Rechten ein knien- des Mädchen hält. Eine lagernde Quellnymphe zur Linken. Hinter dieser Gruppe als Symbol der wasserspendenden Quellen eine wasserspeiende Sphinx und zwei Putten.

Öl auf Leinwand H 100, B 200. Lunettenform. Entwurf des Originalrahmens vom Aachener Baurat Cremer. – 1831 für den Sitzungssaal des Aachener Regierungsgebäudes gemalt. Eine von den neun allegorischen Darstellungen, bei deren Vergebung Bastiné von Shadow berücksichtigt wurde. Lit.: Bastiné-Ausstellung, Aachen 1927, Kat. Nr. 25 – F. Kuetgens, Joh. Bapt. Jos. Bastiné 1928, S. 45 und Anm. 39, Abb. 43 oder Festschrift der Aachener Kunstblätter 1928, S. 111, und Anm. 35, Abb. 86 – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 27. Aachen, Suermondt-Museum (Dauerleihgabe der Aachener Regierung).

17. Das ehemalige Kloster Marienbongard

(Sonderspital und Garnisonlazarett)

Die Geschichte des Klosters der Dominikanessen im »Bongard« beginnt im Jahre 1695, als sich meh-

rere geistliche Schwestern vom Dritten Orden des hl. Dominikus zur Gründung einer Mädchenschule mit einer Hauskapelle zusammenschlossen. Der allmählich auf sechs Häuser anwachsende Grundbesitz wurde 1728 und 1735 zu einem Klostergebäude mit kleiner Kirche vergrößert¹. Ein Erweiterungsbau wurde 1758 errichtet, die neue Kirche konnte aber erst 1770 durch den Bischof von Lüttich geweiht werden. Im Jahre 1802 wurden durch einen Erlaß Napoleons alle Klöster aufgehoben², die nicht der Krankenpflege dienten, und so verfiel auch das Kloster in Bongard mit seinem Vermögen dem Staat. Im Jahre 1822 ist von dem »ganz rentlos da liegenden Bongartkloster« die Rede³. Die Stadt übergab das Klostergebäude im Jahre 1826 dem preußischen Staat, der 1835 das Aachener Garnisonlazarett darin einrichtete. Vorher war es aber immer wieder als Sonderspital für Pockenranke und bei anderen Seuchen benutzt worden. Während der ersten Choleraepidemie der Aachener Geschichte 1832 wurde es als sog. Kontumazanstalt verwendet, d. h. es wurden hier diejenigen Personen untergebracht und längere Zeit isoliert, die mit Cholera-kranken in Berührung gekommen waren; es wurde also eine Quarantäne. Übrigens wurden in diesem Gebäude bei Ausbruch der asiatischen Cholera im September 1832 die ersten Todesopfer obduziert, da zu damaliger Zeit die Diagnose dieser gefährlichen Seuche nur durch die Leichenöffnung bestätigt werden konnte, während heute sofort nach Beginn der Erkrankung die Diagnose bakteriologisch gestellt wird⁴.

Die teilweise noch erhaltenen Klostergebäude nehmen den Straßenwinkel Marien- und Klosterbongard ein⁵ die beiden senkrecht zueinander liegenden Flügel sind aus verputztem Backstein errichtet und haben Stichbogenfenster, in den Ankerschlüsseln finden sich die Jahreszahlen 1735 und 1758, außerdem die eisernen Buchstaben S. Dominicus. Das Gebäude hat offenbar kaum nennenswerte Umbauten erfahren, nachdem es Garnisonlazarett geworden war. Durch eine eingehende Beschreibung aus dem Jahre 1900 sind wir über seine Einrichtung genau orientiert⁶. Lediglich am westlichen Ende des Baukörpers wurde 1868 der Seitenflügel des alten Klosterbaues durch einen Anbau »massiv in Ziegelsteinen« erweitert »und mit Schiefer und Pfannen gedeckt« (a.a.O.). Die Größe des Grundstückes betrug im Jahre 1900 etwa 2860 qm, wovon 1104 qm bebaute Fläche waren. Der Hauptflügel war zum größeren Teil dreistöckig, zum kleineren Teil, wie der Nebenflügel zweistöckig. Von der Straße führte eine steinerne Treppe zum Haupteingang, ein Torweg diente »zum Einfahren der Krankenfahrbahnen, Kohlen- und Müllwagen in

den Hof« (a.a.O.). Die damalige Bettenzahl des Lazarettes betrug 72 bei einer »Garnisonstärke von rund 1800 Köpfen«, die Patienten waren in elf Krankenzimmern von unterschiedlicher Größe untergebracht. Betreffs der hygienischen Einrichtungen hebt der Bericht den Anschluß an die städtische Wasserleitung und Entwässerungsanlage hervor, und bei der Schilderung der sanitären Anlagen wird vermerkt, daß für die Syphilitiker eine besondere Einrichtung dieser Art bereitgestellt sei. Im Erdgeschoß waren 2,50 m breite, »mit hohen Fenstern versehene Flure« gelegen, sowie die Räume für Ärzte, Sanitätspersonal und Verwaltung, die Apotheke und die Wirtschaftsräume. Im ersten Stock lagen zehn Krankenzimmer mit Nebenräumen; sogar ein Raum für Geisteskranke und für Arrestanten war vorhanden, außerdem ein Operationsraum. Das zweite Stockwerk enthielt den größten Krankensaal, außerdem Räume für Sanitätsmaterial. Ganz im Sinne der in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts siegreich vorgedrungenen Wissenschaft der Bakteriologie und Hygiene gab es im Garten sogar eine eigene Desinfektionsanstalt. Für die Rekonvaleszenten war ein eigener Garten vorbehalten⁷.

¹ Stadtarchiv Aachen, Rats- und Beamtenprotokolle 1708–1728.

² W. Mummehoff, Die Aachener Stadtklöster und ihre Geschichte. (In: Aachener Heimatgeschichte, hrsg. v. A. Huyskens. Aachen 1924).

³ A. Fritz, Zur Baugeschichte des Aachener Stadttheaters, ZAGV 22 (1900), 53.

⁴ Stadtarchiv Aachen, Acta Med. Verwalt. V, 103/8.

⁵ K. Faymonville, KDRh X, II, S. 324.

⁶ Festschr. z. 72. Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte. Aachen 1900, S. 281 ff.

⁷ Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Garnisonlazarett aufgelöst; das ehemalige Dominikanessenkloster wurde zu einem Institut der Technischen Hochschule. Noch heute sind Arbeitsräume der Hochschule hier untergebracht, doch wird der alte Bau bald niedergelegt werden, um einem neuen Hochschulinstitut Platz zu machen.

18. Gut Diepenbenden

Schon im Mittelalter hatte eine enge Bindung zwischen Chemie und Medizin bestanden; die aus der Ideenwelt der Gnosis stammende Alchemie wurde besonders von Ärzten betrieben. Noch bis zu Paracelsus und van Helmont lassen sich diese Strömungen verfolgen. Aber auch die seit dem 16. Jahrhundert aufkeimende naturwissenschaftliche Chemie wurde vor allem von Ärzten gefördert, und im 17. Jahrhundert tritt das chemische Denken in der Medizin so stark in den Vordergrund, daß es zur Blüte einer neuen wissenschaftlichen Richtung kommt, der Iatrochemie. Sie versuchte, alle Lebensvorgänge schlechthin durch chemische Prozesse zu erklären.

Der bedeutende Aufstieg der Chemie als exakter Wissenschaft im Jahrhundert der Aufklärung brachte es mit sich, daß die traditionelle *Materia medica* kritischen Untersuchungen unterzogen wurde, wobei die Unwirksamkeit zahlloser Arzneimittel dargetan werden konnte. Die Folge war der sog. therapeutische Skeptizismus und Nihilismus, der am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weite Kreise der wissenschaftlichen Medizin ergriff. »Eine tiefe Niedergeschlagenheit machte sich im ganzen medizinischen Europa breit, die sich in Paris wie in Wien, in Berlin wie in London und Edinburgh gleichermaßen darin ausdrückte, daß nun die gesamte Arzneimitteltherapie für wenig wirkungsvoll... gehalten wurde. In dieser Phase der Medizingeschichte setzte die moderne Pharmazie ein, die im privaten Laboratorium einzelner schöpferisch begabter Apotheker begann...«¹.

In Aachen ist diese Entwicklung mit dem Namen von J.P.J. Monheim verbunden², als Apotheker und Chemiker hat er durch enge Zusammenarbeit mit den Aachener Ärzten die kritisch-wissenschaftliche Methodik in der Toxikologie und in der Quellwasseranalyse vorwärtsgetrieben. Im Jahre 1815 war er zum Ehrendoktor der Göttinger Universität ernannt worden. Ausschlaggebend für eine fruchtbare Tätigkeit auf chemischem Gebiet war die Errichtung eines eigenen Laboratoriums. Schon sein Vater Andreas hatte ein solches in der Apotheke am Hühnermarkt installiert, der Sohn baute es weiter aus. Im Jahre 1830 erwarb er das Gut Diepenbenden in der Aachener Heide, das schon 1804 durch den Vater des Malers Alfred Rethel eine chemische Fabrik aufgenommen hatte. Als Monheim das Anwesen übernahm, bestand Diepenbenden aus Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, einem Töpferhaus, einer Fabrik für Salmiak und für Berlinerblau. Die Verlegung des Betriebes aus der Aachener Altstadt in die Einsamkeit der ländlichen Umgebung war wohl notwendig geworden, weil die produzierten Chemikalien eine starke Geruchsbelästigung der Anwohner verursachten; auch Diepenbenden hieß im Volksmund das »Stenkes« (= Stinkhaus).

Die Form, in der sich Diepenbenden heute dem Besucher darbietet, weicht erheblich von dem Bauzustand vor hundert Jahren ab. Dem jetzt noch stehenden Herrenhaus mit seinem gepflegten Park ist kaum noch anzusehen, daß es die oben genannten industriellen Bauten und chemischen Laboratorien besessen hat. Eine alte Karte aus dem 18. Jahrhundert³ zeigt die Anlage als einen von Wassergräben umgebenen und in quadratischer Form an-

geordneten Gebäudekomplex mit großem Innenhof, zu dem man über eine Brücke gelangte. Von dem Quadrat ist nur noch ein Teil erhalten, die Gräben sind meist eingeebnet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein heute noch bestehender Seitenflügel, der einst den Innenhof abschloß, früher dem chemischen Betrieb auf Diepenbenden gedient hat.

¹ H. Schadewaldt, Die Anfänge der pharmazeutischen Industrie in Deutschland. Münchner Medizin. Wochenschr. 107 (1965), S. 1716–1722.

² Über J. P. J. Monheim, s. S. 212.

³ StA. Kopzokarte 1777.

19. Der warme Weiher in Burtscheid (Bastiné)

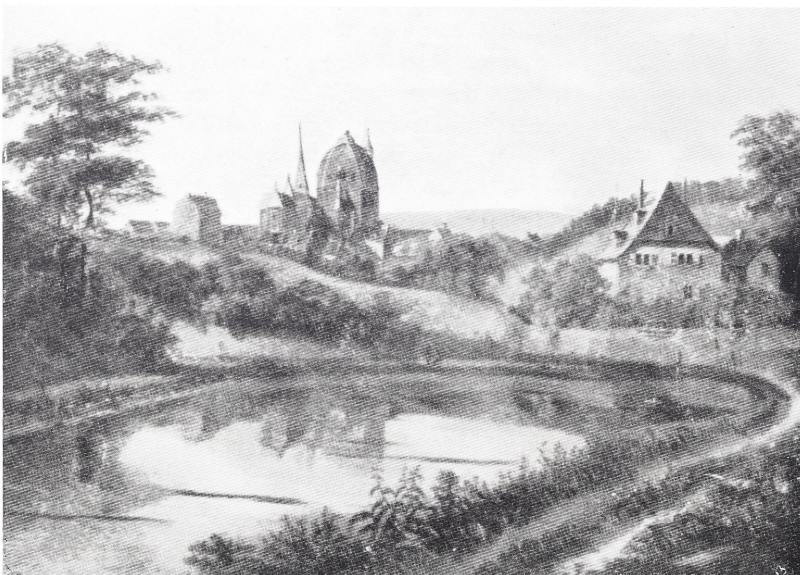
Joh. Bapt. Jos. Bastiné, geb. 1783 in Löwen, gest. 1844 in Aachen. – Blick auf St. Michael und St. Johann in Burtscheid vor der Erbauung des Viaduktes. – Öl auf Eichenholz. – H 36, B 41. – Inv. Nr. 777.

Aachen, Stadtgeschichtliches Museum
Burg Frankenberg

Der Dorfweiher, ein beliebtes Objekt malerischer Gestaltung, ist in Burtscheids Geschichte jahrhundertlang zum Ausgangspunkt einer schweren epidemischen Krankheit geworden, die so eng mit den geographisch-topographischen Gegebenheiten verbunden war, daß sie unter dem Namen Burtscheider Krankheit bekannt geworden ist. Der sonst allgemein übliche Name war Wechselfieber, die Bezeichnung Malaria wurde 1753 von Torti geprägt¹. Seit der Antike hat diese Seuche immer wieder

schicksalhaft in den Gang der Geschichte eingegriffen², noch heute sterben etwa drei Millionen Menschen auf der Erde an dieser Krankheit. Hierbei sind im wesentlichen nur die wärmeren Länder betroffen, während in früheren Jahrhunderten auch die gemäßigten Klimazonen diese Epidemie kannten. Im Rheinland wird zuerst von Caesarius von Heisterbach in seiner Lebensbeschreibung des hl. Engelbert das Vorkommen von Tertian- und Quartanfieber erwähnt³. Daß aber die Malaria wenn auch nicht als ausgesprochene Seuche, sondern als Individualerkrankung schon in karolingischer Zeit bekannt war, geht aus den Briefen Alkuins hervor, die zwischen 782 und 800 verfaßt wurden. Hier wird die Krankheit *Romanus comes* genannt; Alkuin hatte sie sich bei einem Aufenthalt in Rom zugezogen⁴. Der Kölner Erzbischof Reinald von Dassel ist 1166 von Tertianfieber ergriffen worden⁵, und es ist anzunehmen, daß durch die Römerzüge der Deutschen immer wieder Malaria in die Länder nördlich der Alpen eingeschleppt worden ist.

Allerdings sind nicht nur Gametenträger, also malarieinfizierte Personen für die Entstehung einer Epidemie eine *conditio sine qua non*, sondern auch Brutstätten der Anopheles, die für diese Mückenarten eine optimale Vermehrungsmöglichkeit bieten. Ausschlaggebend sind hier die Temperaturen der Wasseroberfläche, wo sich das Brutgeschäft der Anopheles abspielt: sie beträgt mindestens 17 Grad Celsius, im warmen Weiher zu Burtscheid wurde während des neunzehnten Jahrhunderts eine Tem-



peratur von 25 bis 28 Grad gemessen. Ursache hierfür war die Tatsache, daß der Weiher vom sog. warmen Bach gespeist wurde, der die heißen Quellwässer der Siedlung und des Bades Burtscheid aufnahm.

Die Topographie der alten Bachläufe und Weiher und ihre Beziehung zum Auftreten der Malaria ist von Boverter eingehend untersucht worden⁶. »Nach unseren heutigen Kenntnissen von der Epidemiologie der Malaria erfüllte nur der warme Weiher im Gegensatz zu den wenigen anderen vorhandenen Wasservorkommen (Mühlteichen) alle Voraussetzungen, die auf der Anophelenseite für das Auftreten einer Malariaepidemie gefordert werden müssen«⁷. Auch die Windströmungen waren für Burtscheid und den am nächsten gelegenen Stadtteil Aachens von Bedeutung; bei Nordwind traten in Burtscheid mehr Krankheitsfälle auf, bei Südwind weniger. Die infizierten Stechmücken wurden vom Südwind geradezu in die Siedlung Burtscheid hineingetragen und riefen hier das massenhafte Auftreten von Malariafieber hervor. Als Infektionsquelle sieht Boverter die aus aller Welt und auch aus den wärmeren Ländern in Aachen und Burtscheid zusammenströmenden Badegäste an, von denen sicherlich manche Gameten Träger waren. An ihnen infizierten sich die Stechmücken und verbreiteten dann ihrerseits die Krankheit bis zum Ausmaß einer schweren Volksseuche, die z. B. im Jahre 1834 ein Drittel der Burtscheider Bevölkerung befiel und in der kleinen Gemeinde über einhundert Todesopfer forderte. In dem genannten Jahr war Burtscheid der größte Malariaherd des Rheinlandes⁸.

Seit der Antike waren die Sumpfgebiete als Herde der Malaria bekannt, die Lehre von den giftigen Miasmen als Fieberursache hat sich bis ins neunzehnte Jahrhundert gehalten. Zwar kannte man nicht den wahren Zusammenhang, aber man traf instinktiv die richtigen Maßnahmen: Fischteiche wurden gereinigt oder zugeworfen, offene Kanäle wurden überwölbt, Sumpfwiesen drainiert und bebaut, die Reinlichkeit der Straßen und Häuser wurde gefördert⁹. Der Erfolg blieb nicht aus, nachdem der warme Weiher zunächst entschlammt und entkrautet und später ausgetrocknet worden war¹⁰. »Damit war die Burtscheider Krankheit für immer erloschen«¹¹.

Das Gemälde von Bastiné gibt eine gute Vorstellung von den topographischen Beziehungen zwischen der gefährlichen Malariabrutstätte des »Warmen Weihers« und der Siedlung Burtscheid, die nur wenige hundert Meter entfernt lag. Am Ufer ist die starke Verkrautung zu erkennen, und es ist

besonders bemerkenswert, daß in diesem Weiher Wasserpflanzen des südlichen Klimas gediehen¹².

¹ R. Müller, Medizinische Mikrobiologie. 4. Aufl. 1950, S. 89.

² ebenda.

³ F. Kortenhaus, Das Wechselfieber in der Rheinprovinz und sein Verschwinden. Arch. f. Gesch. d. Medizin 20 (1928), 125

⁴ MG Epist. T. 4, 200.

⁵ Ph. Hildebrand, Zur Geschichte der Malaria. Münchner Mediz. Wschr. 1925, S. 699.

⁶ K. Boverter, Das Wechselfieber in Alt-Aachen und Burtscheid. ZAGV 69 (1957), 117 f.

⁷ ebenda, S. 119.

⁸ Kortenhaus, a.a.O., 126.

⁹ W. Krimer, Praktische Beobachtungen. Journ. d. pract. Heilkunde 79 (1834), II, 3—65.

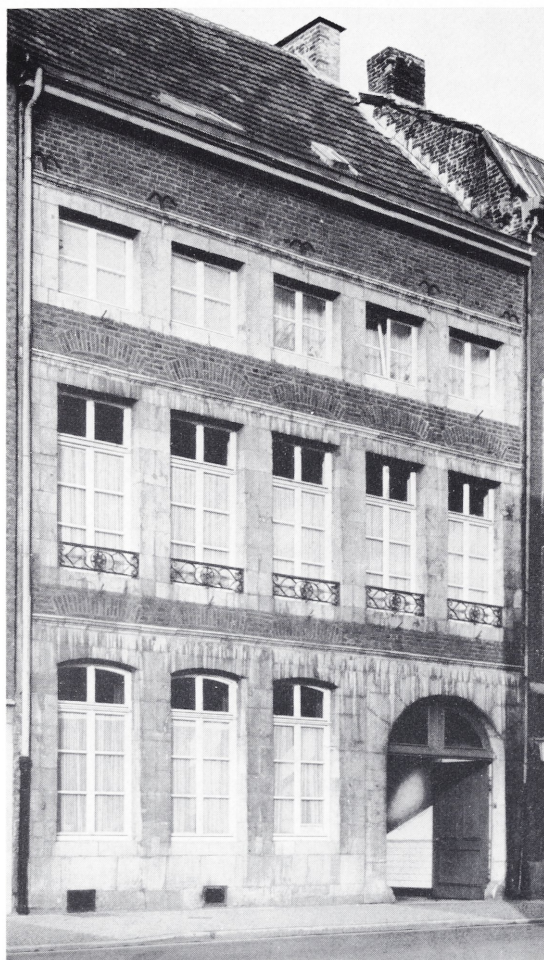
¹⁰ Boverter a.a.O., 121 f.

¹¹ ebenda, S. 122.

¹² ebenda, S. 118.

20. Marianneninstitut

Die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts rasch zunehmende Industrialisierung hatte zu tiefgreifenden Umschichtungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete geführt. Die Verelendung immer tieferen Volkskreise ging Hand in Hand mit einem immer tieferen Absinken der Wohnungshygiene; es »herrschten Zustände, von denen wir uns heute kaum vorstellen können, daß sie Wirklichkeit waren«¹. Unter den Elendsquartieren der Altstadt waren Häuser, die bis zu zweihundert Menschen beherbergten. Gerade die Ärzte waren Kronzeugen dieser unhaltbaren Zustände, die besonders in der geburtshilflichen Praxis auf erschütternde Weise zutage traten. Zwar gab es in Europa seit dem 17. Jahrhundert Gebärhäuser und seit dem achtzehnten auch Geburtsabteilungen an den Universitätskrankenhäusern, doch lag der Schwerpunkt der Geburtshilfe weitaus bei der häuslichen Entbindung, was bei dem Wohnungselend dieser Jahre zu unerträglichen Zuständen in menschlicher und hygienischer Hinsicht führte. Durch die Initiative des Arztes Dr. Vitus Metz und des Chemikers Dr. J.P.J. Monheim wurde eine Institution geschaffen, die die erste ihrer Art in Deutschland war und ein halbes Jahrhundert lang die einzige blieb: das Wöchnerinnenasyl »Marianneninstitut«². Diese Einrichtung wurde getragen und verwaltet durch den von Damen der ersten Gesellschaftsschichten gegründeten »Mariannenverein«, in dessen Vorstand auch die beiden Initiatoren Metz und Monheim gewählt worden waren. Am 3. August 1830 wurde das Haus feierlich eröffnet. Vitus Metz übernahm unentgeltlich die ärztliche Tätigkeit, die er bis zu seinem Tode 1866 ausgeübt hat. Wenn es sich hier schon um eine hervorragende soziale Tat handelte, so rückte doch diese Geburtsklinik auch rasch zu einer

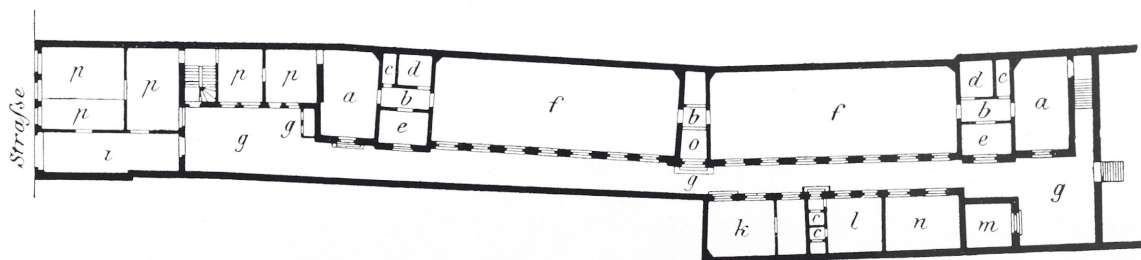


der besten in Deutschland auf. Die hygienische und organisatorische Struktur wurde später zum Vorbild für zahlreiche Institutionen ähnlicher Art, die in größerer Zahl gegen Ende des Jahrhunderts errichtet wurden³. Vor allem die medizinischen Ergebnisse mit ihrer ungewöhnlich niedrigen Müttersterblichkeit sind nur von wenigen Gebäuden

der damaligen Zeit erreicht worden, so etwa vom Lying-in-Hospital in London⁴.

Das erste Entbindungshaus wurde im Jahre 1830 in der Bendelstraße Nr. 928 B, später Nr. 22 eingerichtet und faßte zunächst sechs Betten, doch wurde schon 1844 das Nebenhaus Nr. 20 dazugekauft und die Bettenzahl verdoppelt. Der für die Zwecke einer Gebäranstalt notwendige Umbau wurde von dem damaligen Stadtbaumeister Ark entworfen und ausgeführt. Durch Hinzunahme eines Hintergebäudes konnte das Fassungsvermögen weiter vergrößert und auf zwanzig Krankenbetten gebracht werden. Siebenundsechzig Jahre lang hat das Entbindungsinstitut in diesem Hause als »Wöchnerinnenasyl für unbemittelte, verheiratete Frauen« gewirkt. 13 817 Kinder waren hier bis 1897 zur Welt gekommen; die zunehmende Inanspruchnahme aber machte schließlich wegen Raum Mangels den Umzug aus der Bendelstraße in das Haus Jakobstraße 18 »zum gülden Verken« notwendig. In diesem Gebäude, das die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges überdauerte, verblieb die Entbindungsanstalt bis zum Jahre 1959, um von hier aus in das Marienhospital zu Burtscheid überzusiedeln. Freilich hatte sich der Charakter des Instituts vom Asyl für arme Wöchnerinnen zu einer Entbindungsklinik für Frauen aller Volksschichten gewandelt. Im Jahre 1901 war sogar eine Abteilung für unehelich Gebärende, die sogenannte »Zuflucht«, gebaut worden. Nach den Plänen des Stadtbaumeisters Laurent wurde sie auf dem am Annuntiatenbach gelegenen Teil des dem Mariannenverein gehörenden Grundstückes errichtet.

Im Rahmen der allgemeinen Hospitalgeschichte ist die Topographie dieser Entbindungsanstalt deshalb von Interesse, weil sie ein Beispiel dafür bietet, wie man bei Übernahme eines zweckfremden Gebäudes und trotz an sich ungünstiger Grundstücks-gestalt doch den Funktionen einer Entbindungsanstalt gerecht zu werden bestrebt war. Das Grundstück stellte sich als ein langgezogenes Ter-



rain von 9,56 Ar dar, das an der Jakobstraße etwa 10 Meter breit ist, am Annuntiatenbach etwa zwanzig Meter (s. Abb. S. 220). Man wählte dieses Anwesen, weil man die zentrale Lage nahe dem Stadtmittelpunkt, den auch das Institut in der Bendelstraße gehabt hatte, nicht missen wollte und nahm dafür die ungünstigen Grundrißverhältnisse in Kauf. Das alte Patrizierhaus an der Jakobstraße war geeignet für Verwaltung, Personalunterkunft, Arztzimmer, Magazin und Vorratsräume. Die nach rückwärts sich anschließenden Fabrikräume wurden abgerissen und durch den eigentlichen Krankentempel ersetzt, der einen langgestreckten, bis zum Annuntiatenbach reichenden Baukörper darstellte. Er enthielt als Kernstück zwei große Wöchnerinnensäle mit zugehörigen Nebenräumen (Bäder usw.) sowie zwei Entbindungssäle. Auf dem sich zum Annuntiatenbach hin verbreiternden Gelände wurde gegenüber dem eigentlichen Klinikbau und von ihm getrennt Küche, Waschküche, ein Zimmer für infizierte Wöchnerinnen und ein kleines Leichenhaus errichtet. Nunmehr verfügte das Institut (1897) über »große, luftige Wöchnerinnensäle« und konnte 35 Krankenbetten unterbringen, es »entsprach auch in hygienischer Beziehung allen Anforderungen«¹.

¹ P. Diepgen, Geschichte der Medizin II., Berlin 1951, S. 87.

² Über die geschichtliche Entwicklung dieser Institution vgl. E. Beaucamp, Zum 100 jährigen Jubiläum des Marianneninstituts in Aachen. ZAGV 51 (1930), 299–319. — E. Schmitz-Cliever, Die Gründung des ersten Wöchnerinnenasyls in Deutschland. Sudhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. 50 (1966), 136–156.

³ Beaucamp a.a.O., S. 310.

⁴ Schmitz-Cliever a. a. O., S. 152 A 2.

⁵ Beaucamp a.a.O., S. 308.

21. Die älteste Landkarte des Aachener Reiches (1569)

Die Karte wurde erstmalig von H. Savelsberg beschrieben¹; sie war im Jahre 1900 von dem damaligen Direktor des Aachener Suermondt-Museums, Dr. Kisa bei einem Kölner Händler entdeckt und an der Aufschrift »Stat vnd Reich Ach« als Fund von einmaligem Wert erkannt und für das Museum erworben worden. Sie ist in Temperafarben auf Leinwand gemalt und enthält in perspektivischer Darstellung die Stadt Aachen und das umgehende Aachener Reich mit Waldungen, Ortschaften, Einzelhöfen, Straßenzügen und Bachläufen. Zahlreiche Beschriftungen erläutern die topographischen Details, allerdings hat das 103 cm hohe und 118 cm breite Blatt an den Faltstellen und besonders am oberen Rand durch Feuchtigkeit gelitten. Die Ortschaften sind durch Häuser und Kirchen angedeutet, die in helleren Farben wiedergegebenen Land-

straßen und Wege sind durch Wagen, Reiter und Fußgänger belebt.

Medizinhistorisch interessant ist die im linken unteren Quadranten der Karte sichtbare Einzeichnung »Sebastien kruys« an einem Weg des Reichsbusches, unter dem Kreuz ist die Jahreszahl seiner Errichtung 1447 verzeichnet. Man wird dieses Erinnerungsmal zu Ehren des Pestheiligen Sebastian mit einer Notiz der Brauweiler Chronik in Zusammenhang bringen dürfen, wonach in dem genannten Jahr »maxima mortalitas in his terris«, also in den Rheinlanden geherrscht hat. Der damalige Abt des Klosters Brauweiler war Arnoldus III. Quaydt, der im Jahre 1458 starb. Die auf das große Sterben sich beziehende Eintragung lautet: »Circa idem tempus maxima mortalitas hominum in his terris exstitit, que eisdem insolitum pavorem incussit«². Zwar ist das Jahr dieser Katastrophe nicht genannt, aber die unmittelbar darauffolgende Eintragung über den Verfall des Klosters Rottenbroch ist ausdrücklich in das Jahr 1448 datiert, so daß man annehmen muß, daß die Seuche 1447 hereingebrochen ist³. Über den medizinischen Charakter dieses Ereignisses läßt sich nichts aussagen, da weitere Quellen fehlen und die vorhandenen Chroniken dieses Zeitabschnittes dazu schweigen. Das in der Karte eingezeichnete Erinnerungskreuz liegt an einem nach Westen führenden Fußweg innerhalb eines Waldes unweit der Grenze des Aachener Reiches, und zwar nahe jener Stelle, wo sich das Gebiet der Reichsabtei Kornelimünster zusammen mit dem jülich-schen Amt Schönforst bogenförmig in das Hoheitsgebiet des Aachener Reiches vorschiebt. Vergleicht man diese Karte von 1569 mit der von Kopzo 1777 unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Lage der Windrose, so stand dieses Pestkreuz östlich vom Haarbach und südlich von dem Weiler(?) Wambach, schon jenseits des Landgrabens, aber noch in dem zum Aachener Reich gehörenden »Reichswald«⁴. In Kopzos Karte von 1777 ist dieses spätmittelalterliche Gedenkkreuz merkwürdigerweise nicht eingetragen, während der »Raths- und Staatskalender« zum Jahre 1788⁵ unter den Kapellen des Aachener Reiches auch eine solche »zu St. Sebastian im Reichswald« erwähnt. Das würde dafür sprechen, daß das einfache Pestkreuz von 1447 nach 1569 in eine Kapelle umgewandelt worden sein muß. Da aber eine solche in der sorgfältigen Karte von Kopzo nicht erscheint, könnte man den Zeitpunkt des Kapellenbaues nach 1777 datieren. Die Kapelle war Ziel mancher Bittfahrten in Seuchenzeiten noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts⁶, vor allem bei den in der zweiten Jahrhunderthälfte immer wieder aufflackernden Ruhr- und Fleckfielerepidemien.

Das zweite medizinhistorische Denkmal, das diese alte Karte birgt, ist das Leprosorium Melaten. In der Mitte der oberen Kartenhälfte verläuft die nach Westen ziehende Via regia in Richtung Lemiers, auf ihrer linken Seite ist durch Rad und Galgen das Hochgericht gekennzeichnet, das auf dem Königshügel lag; auf der rechten Seite aber und nur wenig weiter als die Richtstätte erhebt sich eine kleine Gebäudegruppe, die von einem Kirchturmdach überragt wird. Es ist Melaten, das ehemalige Leprosorium Aachens. Einzelheiten sind nicht mehr auszumachen, teils wegen des schlechten Erhaltungszustandes der Karte, teils wegen der Kleinheit der Details, die keine weiteren topographischen Deutungen zulassen.

Der Schöpfer dieser bedeutsamen Bildkarte ist Cornelis Janson Fries, dessen Name am unteren Kartenrande vermerkt ist. Nach Savelsberg⁷ dürfte der Zeichner im Jahre 1569 nur *eine* Karte gemalt haben, weshalb sie den Wert eines Unikums beanspruchen darf.

¹ H. Savelsberg, Die älteste Landkarte des Aachener Reiches von 1569. ZAGV 23 (1901), 290–305.

² G. Eckertz, Brauweiler Chronik. Annal. d. Histor. Vereins f. d. Niederrhein 18 (1867), S. 145.

³ B.M. Lersch, Geschichte der Volksseuchen. Berlin 1896, S. 186.

⁴ Vgl. hierzu A. Huyskens, Aachener Heimatgeschichte. Aachen 1924, Tafel I nach S. 64.

⁵ Stadtarchiv Aachen, Des Königlichen Stuhls und der Kaiserlichen freyen Reichs-Stadt Raths- und Staatskalender ...Aachen 1788.

⁶ A. Brecher, Die kirchliche Reform in Stadt und Reich Aachen v. d. Mitte d. 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Münster/W. 1957, S. 154 f. und passim.

⁷ Savelsberg, a.a.O., S. 305.

Aachen, Stadtgeschichtliches Museum

22. Cholerafriedhof (1832)

Bis zum Jahre 1831 hat es in Deutschland und in Europa keine Choleraepidemie gegeben, die Seuche hatte sich auf ihre Ursprungsherde in Südasien beschränkt. Von dort aus hatte sie nach 1817 ihren großen Weltzug angetreten und 1831 in Danzig erstmalig deutschen Boden erreicht. Doch kam die 1832 in Aachen ausbrechende Epidemie nicht aus dem Osten, sondern war ein letzter Ausläufer des Seuchenzuges, der an der Mittelmeerküste Frankreichs begann und über Paris, Luxemburg und Belgien nordwärts gerichtet war.

In Aachen und dem damals als selbständige Nachbargemeinde bestehenden Burtscheid trat die schwere Seuche im September 1832 auf und erlosch erst am Jahresende. Diese für das Abendland völlig neue Krankheit ließ bei ihrem Auftreten noch einmal die Schrecken der mittelalterlichen Pestzüge aufleben, wenn auch nicht hinsichtlich der Zahl der

Opfer, sondern vielmehr im dramatischen Ablauf der Einzelerkrankung und im Hinblick auf die rätselhafte Weiterverschleppung.

Im allgemeinen erkrankte nur immer ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung, aber von den Betroffenen starb mehr als die Hälfte. So war denn auch bei der Beerdigung von Cholera-Toten nicht die Zahl der Verstorbenen das drängende Problem, wie früher bei der Pest, sondern die Wahl der Begräbnisstätte. Nach den behördlichen Vorschriften durften Cholera-Tote nur außerhalb der menschlichen Ansiedlungen beerdigt werden. Trotz der unklaren Vorstellungen, ob ein Miasma oder ein Kontagium die Seuche erzeuge, hielt man doch an der Anschauung fest, daß die Opfer dieser Seuche möglichst weit entfernt von den Wohnstätten begraben werden müßten. Für die Stadt Aachen war diese Frage gelöst, da seit 1805 am Adalbertsteinweg weit vor dem Mauerring ein großes Friedhofsgelände benutzt wurde – ein Erfolg der für das Gesundheitswesen sehr verdienten französischen Verwaltung. Die Gemeinde Burtscheid aber sah sich beim Herannahen der Cholera gezwungen, weit entfernt von der Wohnsiedlung einen Sonderfriedhof in der Burtscheider Heide anzulegen. Er liegt, heute noch erkennbar, an der linken Seite der Einfahrt zum Waldfriedhof. Es ist ein rechteckiger Platz von etwa 30 × 60 Meter Ausdehnung, der damals offensichtlich aus dem Wald durch Abholzen gewonnen wurde. Die Geschichte dieses Begräbnisplatzes ist nicht uninteressant. Ursprünglich betrug seine Größe »32 Meter im Geviert«, also eine Fläche, wo 1832 die wenigen Opfer der Cholera – im ganzen zwölf – ohne Schwierigkeit beigesetzt werden konnten. Anders verliefen die Ereignisse bei der zweiten großen Epidemie im Jahre 1849. Innerhalb von sechs Monaten wurde mehr als einhundertundfünfzig Menschen in Burtscheid von der Cholera hingerafft; vielleicht war eine besonders bösartige Erkrankungsform im Spiel; vielleicht trägt aber auch die uneinsichtige Haltung der Gemeinde¹ Schuld an dieser Katastrophe. Die topographischen Verhältnisse und die damit zusammenhängenden hygienischen Bedingungen waren gerade in Burtscheid ungünstig, eine besonders energische Führung des Abwehrkampfes gegen die Cholera war daher geboten; so hatte ihn der tatkräftige Burtscheider Bürgermeister Berto v. Lövenich noch bei der Epidemie von 1832 durchgeführt². Die ungewöhnlich hohe Zahl der Cholera-Toten 1849 machte nun eine Verdoppelung des Sonderfriedhofes in der Burtscheider Heide notwendig. Zwar finden sich darüber keine Quellenhinweise, aber die Landkarten zeigen noch um die Jahrhundertwende, daß der Friedhof nicht mehr »32 Meter im Geviert«

groß war, sondern etwa 30×60 Meter³. Da aber bei der letzten großen Choleraepidemie in Burtscheid vom Jahre 1866 der Sonderfriedhof nicht mehr benötigt wurde, weil der inzwischen angelegte Heißbergfriedhof die vorgeschriebene Lage außerhalb des Ortes hatte, kommt als Ursache für die Vergrößerung des Sonderfriedhofes nur die verheerende Seuche von 1849 in Frage.

In dieser Ausdehnung ist er heute noch als Teil des Waldfriedhofes kenntlich; ein Erinnerungskreuz trägt auf dem Steinsockel die Aufschrift: »Betet für unsere Brüder und Schwestern, die im Jahre 1832 an der Cholera gestorben sind«. Einzelgräber sind aber schon seit langer Zeit nicht mehr zu erkennen, doch lehrt die Geschichte der Burtscheider Choleraepidemien, daß hier nicht nur die zwölf Toten des Jahres 1832, sondern auch die mehr als 150 Opfer der schweren Seuche von 1849 bestattet worden sind.

¹ Haupt-Staatsarchiv Düsseldorf, Acta betr. Ausbruch der Cholera im Reg.-Bezirk Aachen 1849, Nr. 47.

² Stadtarchiv Aachen, Acta betr. Cholerakrankheit 1831—35.

³ Stadtarchiv Aachen, Meßtischblatt 3028, 3029.

Zu Nr. 23



23. Apostelantependium

H. der quadratischen Einzelplatten 25. 10 Platten Silber vergoldet, die Platten mit den Reliefs der hll. Petrus und Paulus Gold, Treibarbeit. Früher

in Verbindung mit der Pala d'oro als Schmuck des Hochaltars.

Die heutige Fassung und Rahmung stammt aus dem 20. Jahrhundert, die Figuren sind überarbeitet.

Durch Hinzufügung des hl. Paulus mußten 13 Figuren untergebracht werden. Darum wurden Judas Thaddäus und Simon zusammen auf einer Platte dargestellt. Aachen um 1481.

Aachen, Chor des Domes

24. Beschneidung Christi

Meister des Tucheraltars (mit Gehilfen)

Nürnberger Schule. Um 1450. Benannt nach einem von der Familie Tucher gestifteten Flügelaltar, der sich seit dem 19. Jahrhundert in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg befindet.

Nadelholz H. 101, B. 90 – Stiftung Weeber-van Houtem 1886. Vorher im Besitz der bayerischen Krone. Lit.: Thode, Die Malerschule von Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert 1891, S. 72 und 77. – Gebhardt, Die Anfänge der Tafelmalerei in Nürnberg. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Straßburg 1908, S. 162, Tafel XXVIII. – Kat. der Ausstellung Nürnberger Malerei 1350–1450, Nürnberg 1931 (Nr. 64) setzt unsere Tafel an den Anfang der Tätigkeit des Meisters (um 1440). – A. Stange, Deutsche Malerei der Gotik IX, Franken, Böhmen und Thüringen-Sachsen in der Zeit von 1400 bis 1500, München und Berlin 1958, S. 30, Abb. 51. – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums Nr. 312 E.G. Grimme, Das Suermondt-Museum, Aachen 1963, Nr. 130, S. 242 f.

Ausgestellt auf der Ausstellung Nürnberger Malerei 1350–1450, Nürnberg 1931

Aachen, Suermondt-Museum

Brillendarstellungen (Nr. 24 und 25)

Die Wiedergabe von Lesehilfen in Kunstwerken der Vergangenheit hat um so größere Bedeutung als uns aus den ersten Jahrhunderten ihrer Verwendung keine Exemplare erhalten sind. Gemälde und andere Schöpfungen der bildenden Kunst sind die einzigen geschichtlichen Dokumente dieser wahrhaft epochemachenden Erfindung, deren Bedeutung für die Wissenschaft erst voll gewürdigt werden kann, wenn man sich die Tragik im Leben eines Gelehrten klar macht, dem durch zunehmende Alterssichtigkeit (Presbyopie) das Lesen unmöglich geworden ist. In der Antike waren Sehhilfen unbekannt¹, erst die arabische Medizin brachte im 11. Jahrhundert durch die Einführung des sogenannten Lesesteins einen Fortschritt, den Gerhard Eis »einen entscheidenden Anstoß« für die Wissen-



Zu Nr. 24

schaft im Mittelalter nennt. Der Lesestein war ein durchsichtiger Bergkristall oder Beryll (davon später der Name »Brille«. Nach anderer Auslegung soll sich das Wort vom ital. *pariglia* [die gleichen] ableiten), der etwas mehr als eine Halbkugel umfaßte und auf die Schrift gelegt wurde, so daß die Buchstaben beim Lesen vergrößert sichtbar wurden, wenn der Stein von der Hand geführt auf den Zeilen weiterwanderte. Eine genaue Beschreibung stammt von dem Mönch Roger Bacon (1214–1294), dem man bisweilen auch die Erfindung der Brille zuschreibt. Die älteste Erwähnung des Lesesteins in der Literatur findet sich bei Konrad von Würzburg (gest. 1287). Über die Lupe, die fast zur selben Zeit in Gebrauch kam, ein Glas, das man zwischen Auge und Schrift hält, gelangte man am Ende des 13. Jahrhunderts zur eigentlichen Brille, also jener Sehhilfe, die man direkt vor die Augen hielt. Man hält Murano bei Venedig für die erste Herstellungsstätte, die als Zentrum der damaligen Glasindustrie in Blüte stand. Da die Alterssichtigkeit das dringendste Problem darstellte, waren die Konvexlinsen – analog dem Lesestein – die erste Form der neuen Erfindung. Wir wissen es aus den künstleri-

schen Darstellungen des 14. Jahrhunderts; von diesem Zeitpunkt an werden besonders gern alte Menschen vom Maler oder Bildhauer mit Brillen ausgestattet, sie werden für den Künstler geradezu das Sinnbild des Alters und der Gelehrsamkeit. Dabei wird auf Anachronismen keine Rücksicht genommen, vielmehr werden Moses, die Propheten, die Apostel und die frühchristlichen Heiligen mit Brillen versehen³.

Anhand der Werke bildender Kunst kann man chronologisch die Entwicklung der Brillenform verfolgen. 1. Zangenbrillen. Sie stellen ein gestieltes Doppelglas dar, dessen Gabel mit der Hand gehalten wurde, wie ja überhaupt die Brillen ursprünglich nicht aufgesetzt, sondern vor die Augen gehalten werden mußten. Das älteste Zeugnis dieser Art stammt aus dem 14. Jahrhundert⁴. Die beiden Branchen der Metallgabel waren federnd miteinander verbunden, was bei längerem Lesen aber eine Ermüdung der Finger hervorrief und daher durch eine feste Brillenform ersetzt wurde. 2. Die Nietenbrille. Hierbei wurden die beiden gestielten Einzelgläser durch eine feste Nietung vereinigt. Das älteste Bild einer solchen Lesehilfe findet sich in der

Nikolauskirche von Treviso aus dem Jahre 1352⁵. In Deutschland kommt sie erstmals auf einem Tafelbild des Konrad von Soest (1404) vor. Das Gestell, das die Gläser trug, war aus Gold, Silber, Eisen, Horn oder Knochen angefertigt, die Gläser aus Kristall, Schmuckstein (Beryll) oder Muranoglas. Bemerkenswert ist für unsern Raum, daß auch schon in Brabant frühzeitig ein Fabrikationsgebiet entstanden ist. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts klingt diese Periode der Brillenherstellung allmählich aus, länger hielten sich 3. die Bügelbrillen, die schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in der flämisch-burgundischen Kunst nachweisbar sind⁶. Nach 1490 verbreiten sie sich im deutschen Sprachgebiet und sind nach 1500 allgemein nachweisbar. Ihr Charakteristikum ist der feste Bügelsteg, der auf die Nase gesetzt wurde. Lederbrillen waren schon im späten Mittelalter bekannt, ihre Blütezeit liegt zwischen 1500 und 1600; sie wurden dann durch die Metall- und Hornbrillen verdrängt.

»Durch das Bekanntwerden des Lesesteins und seiner Weiterentwicklung zur Brille wurde der bejahrte, lebenserfahrene Mensch in die Lage versetzt, am literarischen Leben teilzunehmen, sowohl als Verfasser als auch als Leser. Bis dahin konnten das Leute, die ungefähr 45 Jahre alt oder älter waren, nur dann tun, wenn sie reich genug waren, um sich Bücher mit besonders großer Schrift herstellen zu lassen oder Vorleser zu besolden... Die Mehrzahl der älteren Leute aber fiel als Autoren und Lesepublikum aus«⁷. Die Folge einer Erweiterung des lesenden Publikums um die älteren und alten Jahrgänge seit dem Ende des 13. Jahrhunderts führte zu einer Erhöhung des Bücherumlaufes, »die Produktion springt geradezu ruckartig an«⁸. Man kann die Bedeutung dieser medizinischen Entdeckung für das Aufblühen des literarischen Lebens und der wissenschaftlichen Forschung nicht hoch genug veranschlagen; und in der Vorliebe der bildenden Kunst seit dem 14. Jahrhundert, den alternden und gereiften Menschen als Brillenträger darzustellen, erkennt man diese tieferen Zusammenhänge. »Die Literatur hörte auf, ein Reservat der Jugend zu sein, sie wurde Besitz und Anliegen aller Lebendigen«⁹.

Der Bildausschnitt aus dem Gemälde von Steenwijk erläutert die Art und Weise, wie die Brillen noch im 16. Jahrhundert den Weg zum Patienten fanden. Auf den Jahrmärkten pflegten wandernde Brillenhändler, in einem Tragkasten Brillen verschiedener Stärken bei sich zu führen und zum Kauf anzubieten. Da es sich meist um eine Sehhilfe gegen Alterssichtigkeit handelte, war die Wahl des geeigneten Glases durch Ausprobieren einfach.

Die Brille, die der Kanoniker auf dem goldenen Antependium in der rechten Hand hält, ist offenbar eine federnde Zangenbrille, deren Branchen sich aneinanderlegen, wenn der Leser sie von den Augen abnimmt. Dagegen hat der jüdische Priester



25. Marktszene (Ausschnitt)
Hendrik van Steenwijk (um 1598),
Aachen, Suermondt-Museum

auf dem »Tucheraltar« eine Bügelbrille aufgesetzt, um den Text für den Beschneidungsritus vorzulesen. Dasselbe Bild veranschaulicht eine weitere medizinische Einzelheit, eine rituelle Beschneidung. Der operative Vorgang wird hier zum Bildmittelpunkt und mit anatomisch-chirurgischer Genauigkeit festgehalten. Ein Priester hält das Neugeborene über eine Schüssel, während ein zweiter das Präputium zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hält und mit der rechten ein großes gebogenes Messer zur Zirkumzision ansetzt.

Das gleiche Thema mit einer sehr ähnlichen ikonographischen Gestaltung behandelt der Schöpfer der Buchillustrationen im Gebetbuch des Kardinals Albrecht von Brandenburg um 1530. Der Künstler Simon Bening kennzeichnet den gelehrten, älteren Priester durch das Attribut der Brille, die als typische Bügelbrille lose auf der Nase sitzt. Das Beschneidungsmesser in der Rechten ist hier wesentlich kleiner, die Finger der Linken werden vom Haltetuch bedeckt gehalten.

Im übrigen finden wir auf dem großen Gemälde Steenwijks eine weitere medizin-historisch interessante Einzelheit. Im Hintergrund des großen Platzes hat vor dem gotischen Laubengang ein Theriakverkäufer seinen Laden aufgeschlagen, eine Verkaufsbude mit Tisch und aufgeklapptem Regal, auf dem Arzneige­fäße angeordnet sind. Auf großen Bildtafeln wird den lesens- und schreibensunkundigen Interessenten erläutert, gegen welche Leiden und Beschwerden das angepriesene Medikament anzuwenden sei. Es handelte sich stets um zusammengesetzte Latwergen, in denen teils wirkungslose, teils aber auch recht wirksame Substanzen enthalten waren, z. B. Opium mit schmerzstillendem Effekt. Allgemein üblich waren sogenannte Schreizettel, Einblattdrucke mit Anpreisung und Gebrauchsanweisung, die dem Käufer zugleich mit dem Medikament ausgehändigt wurden¹⁰.



Ausschnitt aus der »Marktszene« (s. S. 225)

¹ C.H. Sasse, Geschichte der Augenheilkunde. Stuttgart 1947, S. 31.

² G. Eis, Vom Werden altdeutscher Dichtung. Berlin 1962, S. 41 ff.

³ Sasse, a.a.O., S. 32.

⁴ ebenda.

⁵ Katalog einer Bilderausstellung zur Geschichte der Brille (XIII. Internat. Ophthalmologenkongreß zu Amsterdam), Amsterdam 1929, S. 9.

⁶ ebenda, S. 12.

⁷ Eis, a.a.O., S. 46.

⁸ ebenda, S. 47.

⁹ ebenda, S. 57.

¹⁰ G. Keil, Das costelijck laxatijf Meister Peters van Dordt. Untersuchungen zum Drogen-Einblattdruck des Spätmittelalters. Sudhoffs Archiv 50 (1966), 113–135. — E. Schmitz-Cliever, Ein seltener medizinischer Einblattdruck aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Medizingeschichte im Spektrum. Festschrift für Johannes Steudel. Sudhoffs Archiv Beiheft 7. Wiesbaden 1966. S. 178–186.

26. Elfenbeinrelief der Kanzel König Heinrichs II.

H. 24, B. 11, Ägypten (alexandrinisch?) um 550. Dargestellt sind ein berittener und ein stehender Krieger, Nereiden, Isis mit dem Horusknaben sowie zweimal der Gott Bacchus.

Lit.: I. Buchkremer, Der Ambo Heinrichs II., in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, Berlin und Wien 1937, S. 98 ff. — E. Doberer, Studien zu dem Ambo Kaiser Heinrichs II., in: Karolingische und ottonische Kunst (Forschungen zur Kunstgeschichte und Christlichen Archäologie III), Wiesbaden 1957,



S. 308 ff. – H. Fillitz, *Das Evangelistenrelief vom Ambo Kaiser Heinrichs* ff., ebendort S. 360 ff. – H. Schnitzler, *Fulda oder Reichenau?*, in: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch* XIX (1957). – *Zu den Elfenbeinen*: W.F. Volbach, *Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters*, Mainz 1952, Nr. 72–77. – K. Wessel, *Studien zur oströmischen Elfenbeinskulptur*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Greifswald* II (1952/53), S. 77 ff. – H. Stern, *Quelques Oeuvres sculptées en bois os es ivoire de style Omeyyade*, in: *Ars Orientalis* I (1954), p. 119 ss. – H. Schnitzler, *Rheinische Schatzkammer*, Düsseldorf, ohne Jahr, S. 30 f., T. 112 bis 123. – vgl. Text auf S. 228.

Aachen, Dom

27. Teufelsbeschwörung

Hans Bollongier oder Boulenger, geb. um 1600 in Haarlem, gest. nach 1642.

Eichenholz H. 27, B. 43. – *Stiftung B. Suermondt* 1883, Kat. 1883, Nr. 153 – *Bez.: unten rechts* H. Bollongier 1630. – *Gemäldekatalog des Suermondt-Museums*, Nr. 44.

Aachen, Suermondt-Museum

Heiltanz

Das Gemälde bietet eine relativ späte Darstellung des sogenannten Heiltanzes, spät insofern, als diese aus vorgeschichtlicher Zeit stammende Behandlungsart von Krampfkrankheiten im 17. Jahrhundert allgemein außer Gebrauch kam, ja sogar von den Behörden »propter concurrentem superstitionem« verboten wurde. Noch im 16. Jahrhundert hatte Pieter Brueghel solche Heiltänze in Bildern festgehalten; die krampfkranken Frauen, deren Körper in typischem arc de cercle nach rückwärts gebogen sind (Hysterie), werden von zwei gesunden Mittänzern an den Armen festgehalten, ein Musiker, der wie die Begleittänzer von der Behörde bezahlt wurde, sorgt für den zur Tanzbewegung aufreizenden Rhythmus. So wird noch heute die Echternacher Springprozession, Überbleibsel eines alten Heiltanzes, nach einer ebenfalls uralten Melodie getanzt¹. Oft ging ein Vortänzer voran, um die Kranke in ihrem hysterischen Dämmerzustand zur Nachahmung anzuregen. Der Sinn war eine motorische Entladung der Kranken und eine Lösung der Verkrampfungssymptome. Mitunter wurde der Heiltanz viele Stunden hindurch bis zur völligen Erschöpfung der Kranken durchgeführt, die Mittänzer und Musiker mußten mehrfach abgelöst werden². Auch Bollongiers sogenannte Teufelsbeschwörung enthält alle Einzelheiten, die zum Wesen des Heiltanzes früherer Zeiten gehören: die im charak-

teristischen arc de cercle verkrampfte Hysterika, die beiden Mittänzer, die sie an den Armen festhalten und zum Tanzen zwingen, der Vortänzer, der in grotesken Sprüngen vortanzte und die Patientin mit suggestiver Kraft zur Fortführung des Tanzes anregen will, und schließlich der Musiker, der auf seiner Baßgeige den zwingenden Rhythmus hervorzaubert. Der im Hintergrund erscheinende Teufel mit Hörnern und Bocksbeinen symbolisiert das Böse, das aus der »Besessenen« ausgetrieben werden soll.

Das Krankheitsbild der Hysterie, insbesondere als Chorea major, als »großer Anfall«, wie es von J.M. Charcot und seiner Schule in die wissenschaftliche Medizin eingeführt worden ist, hat schon im Mittelalter viele Maler beschäftigt, ohne daß aber der Krankheitscharakter als solcher erkannt wurde. Man erklärte die stets sehr eindrucksvollen hysterischen Dämmerzustände, wie sie von der modernen Psychiatrie genannt worden sind, ausnahmslos als Zeichen der Besessenheit und unterwarf die Betroffenen dem Exorzismus – mit Erfolg. Denn oft genug gelang es dem Priester, mit der religiösen Autorität einen heilsamen Einfluß auf das Unterbewußtsein auszuüben, zumal die Erkrankten selbst davon überzeugt waren, daß der Teufel in ihnen sitze. Die bildhaften Darstellungen der Heilung von Besessenen zeigen daher auch meist den aus dem Munde des Kranken ausfahrenden Dämon. Der aus vorchristlicher Zeit übernommene Heiltanz war dagegen eine prophylaktische Maßnahme, der vor allem am Sommersonnenwendfest alle zu Krampfkrankheiten neigenden Personen unterworfen wurden. Die Bilder Breughels beweisen, daß noch im 16. Jahrhundert diese Kollektivtherapie üblich war, zumindest aber nicht als ungewöhnlich empfunden wurde. Danach aber geht sehr bald das Wissen von der Heilkraft des Tanzes bei Krampfkrankheiten verloren. Der Sinn des Heiltanzes verblaßt zum leeren Aberglauben, der nur noch einige äußerliche Formeln wiederholt, ohne den tieferen Sinn zu kennen, der ihnen ehemals zugrunde lag. In religiösem Gewande lebt er noch weiter in der Echternacher Springprozession³.

So ist denn der Wandel der Szenerie von Breughels Heiltanz zur »Teufelsbeschwörung« Bollongiers durchaus sinnfällig und spiegelt die unterschiedliche Auffassung zwischen der Denkweise des 16. und des 17. Jahrhunderts wieder. Während noch zu Breughels Zeit der Heiltanz offiziell und von der Behörde organisiert ausgeführt wurde, war er im 17. Jahrhundert als abergläubisches Tun verboten. Bollongiers Gemälde aber beweist, daß man heimlich an dem überlieferten Brauch festhielt und ihn in Kellergewölben, unter Ausschluß der Öffent-

lichkeit, praktizierte. Im Volksglauben war man – dem heraufkommenden Weltbild des Rationalismus der Neuzeit zum Trotz – der Überzeugung, daß die Erscheinungsformen des hysterischen Anfalls keine Krankheit in unserem Sinne, sondern Zeichen der Besessenheit durch einen Dämon sei. Ein Forscher des 20. Jahrhunderts, Ernst Kretschmer, der sich besonders eingehend mit dem Problem der Hysterie beschäftigte⁴, hat die bemerkenswerte Ansicht vertreten, daß das mittelalterliche Bild vom »Besessenen« keineswegs so abwegig war, denn es ist ja in der Tat ein im Unterbewußtsein der Kranken sich abspielendes Triebgeschehen, das im »Bewegungssturm« des »Großen Anfalls« zum Ausbruch kommt; eine in tiefen psychischen Schichten ablaufende Triebhandlung, die oft genug aus negativ zu wertenden Charakterzügen, wie Herrschsucht, Boshaftigkeit und Theatralik ihre Impulse empfängt. An die Stelle des Exorzisten von einst ist heute der Psychotherapeut getreten⁵.

Korybantentanz (s. Abb. S. 226)

Aus der Antike ist eine größere Zahl von Kunstwerken erhalten, die den eigenartigen Zusammenhang zwischen Musik und Medizin deutlich machen⁶. Schon die Pythagoreer hatten versucht, Krankheiten durch Musik zu heilen, wobei die Harmonie als der eigentliche Heilfaktor angesehen wurde; Lyra und Kithara waren die ihr gemäßen Instrumente. Den Gegenpol stellte jene Musikform dar, die zur Ekstase führte, und deren Instrument der Aulos, die altgriechische Doppeloboe war. Das Gegensatzpaar von Harmonie und Ekstase entspricht den Begriffen des Apollinischen und des Dionysischen bei Nietzsche. Während das Apollinische dem klaren Bewußtsein und rationalen Bereich angehört, brechen im Dionysischen tiefe Schichten des Unterbewußten hervor. Bei dieser ekstatischen Musik ist das wesentliche Element der Rhythmus, er findet mit seiner Wirkung auf Trieb und Gefühl als Hilfsmittel Anwendung bei der kultischen Ekstase⁷: aus den Rhythmen formt sich der heilsuchende Tanz⁸. Gerade aus den Erfahrungen der ekstatischen Tänze bei den Kulte des Dionysos und der Kybele scheint sich die Erkenntnis von der heilenden Kraft der Musik ergeben zu haben⁹. Im Ausleben der Vitalität erfolgte eine affektive Befreiung im Sinne einer Katharsis, und dies vor allem bei solchen Individuen, die zu seelisch bedingten und körperlich manifest werdenden Krampfreaktionen neigten. Auch die Reaktionen des hysterischen Formenkreises gehören hierher, und so wird es verständlich, daß so manche antiken Darstellungen von Korybanten und Mänaden die Attitüden des »Großen Anfalls« mit *arc de cercle*,

zurückgeworfenem Kopf und verkrampften Händen aufweisen. Auch die Mänade des Ambo zeigt diese Einzelheiten verkrampfter Körperhaltung beim dionysischen Tanz zu den erregenden Klängen des Aulos.

¹ P. Diepgen, *Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur*. Stuttgart 1935, S. 88 ff.

² ebenda, S. 89.

³ ebenda, S. 91.

⁴ E. Kretschmer, *Hysterie, Reflex und Instinkt*. Leipzig 1946.

⁵ Auch das Problem der Tanzkrankheit, also des durch Massensuggestion erzeugten und bei psychisch labilen Personen in Form hysterischer Dämmerzustände mit Konvulsionen auftretende Tanzzwang gehört keineswegs der Vergangenheit an. Diese besonders bei Jugendlichen unter der Einwirkung bestimmter Musik auftretenden Massenerscheinungen sind in jüngster Zeit häufiger beobachtet worden.

⁶ J. Schumacher, *Musik als Heilfaktor bei den Pythagoreern im Lichte ihrer naturphilosophischen Anschauungen*. In: *Musik in der Medizin*. Hrsg. von H.R. Teirich. Stuttgart 1958.

⁷ B. Boehm, *Heilende Musik im griechischen Altertum*. *Zschr. für Psychotherapie* 8 (1958), S. 132.

⁸ J. Berendes, *Musik und Medizin*. *Cibazeitschrift* 9 (Wehr 1961), S. 3322.

⁹ ebenda, S. 3319.

28. Das ottonische Evangeliar

H. 29,8, B. 21,5 (an drei Seiten etwas beschnitten). Reichenau, um 990

256 Pergamentblätter mit einer zwölfteiligen Folge von Kanontafeln, Bildern der 4 Evangelisten mit je einer Zierseite zu Beginn der Evangelien. In einem doppelseitigen Widmungsbild überreicht ein Mönch Liuthar dem Kaiser Otto das Buch. Dazu erscheint folgender Widmungsvers: HOG AVGVSTE LIBRO / TIBI COR DEVS INDVAT OTTO / QVEM DE LIVTHARIO TE / SVSCEPISSE MEMENTO. In 21 arkadengerahmten Vollbildern wird das Leben Christi geschildert. Sie sind weitgehend von der Ikonographie des Trierer Egbert-Codex abhängig. Hauptwerk der nach Liuthar genannten sog. Reichenauer Liuthar-Gruppe.

Der Kaiser des Dedikationsbildes ist Otto III.

Lit.: St. Beissel S.J., *Die Bilder der Handschrift des Kaisers Otto im Münster zu Aachen*, Aachen 1886. – P. Odilo Gatzweiler, *Die liturgischen Handschriften des Aachener Münsterschatzes*, Aachen 1926. – A. Boekler, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau II*, München 1925, S. 982 ff. – W. Gernsheim, *Die Buchmalerei der Reichenau*, Münchner Diss. 1934. – H. Schnitzler, *Rheinische Schatzkammer*, Düsseldorf, ohne Jahr, S. 30, T. 102 bis 107.

Aachen, Domschatz

Darstellung der Hysterie

Es ist bekannt, daß ursprünglich die Heilkunde fast ausschließlich von Geistlichen betrieben wurde, besonders Klöster und Stifte widmeten sich dieser



Heilung des Besessenen

Tätigkeit (*Kleromedizin*). So ist auch am Krönungstift der karolingischen Pfalz medizinisches Wissen gepflegt worden. Als die Kirche den Geistlichen die Ausübung medizinischer Praxis in mehreren Verordnungen, zuletzt auf dem IV. Laterankonzil 1215, untersagte, war dieses Verbot nicht auf die reine wissenschaftliche Betätigung der Kleriker ausgedehnt worden. So konnten sie nach wie vor neben ihren theologischen und philosophischen auch naturwissenschaftliche und medizinische Studien betreiben. Nicht nur in karolingischer Zeit, sondern auch im Hoch- und Spätmittelalter bis in die Zeit der Renaissance hinein sind am Aachener Krönungstift Kanoniker nachzuweisen, die Medizin studiert hatten. Die Zulassung zum Kanonikat wurde mehr und mehr auf Geistliche adliger Herkunft eingeschränkt und auf solche, die den akademischen Grad irgendeiner Fakultät erlangt hatten, da der Träger eines solchen Grades sozial dem Adel gleichgestellt war. In den Aufnahmebestimmungen wurde dieser Brauch schriftlich festgelegt und mit dem Wortlaut des Kanonikereides in das Evangeliar eingetragen, weil dieses Buch bei der Eidesleistung der Stiftsherren für die Handauflegung an einer bestimmten Stelle des Evangelientextes gebraucht wurde. Im Statut wird ausdrücklich der medizinische Doktor- oder Lizentiatengrad unter den akademischen Graden genannt, die auch bei nicht ritterbürtiger Herkunft des Geistlichen die Aufnahme in

das Kollegiatstift ermöglichte. Diese Eintragung stammt aus dem 14. Jahrhundert, sie legalisierte einen Brauch, der schon lange vorher ein Gewohnheitsrecht gewesen war.

Der zweite Punkt medizinhistorischen Interesses ist die bildliche Darstellung eines *hysterischen Anfalls*, wie ihn der Buchmaler Liuthar offensichtlich aus eigener Anschauung erlebt haben muß; nur so ist die vollendete künstlerische Wiedergabe der klinischen Symptome möglich, die bei solchen Anfällen beobachtet werden. Es handelt sich um die Bibelstelle bei Markus, wo von der Heilung eines Besessenen die Rede ist. Der Kranke zeigt die groteske Rückwärtsbiegung des Körpers, den »arc de cercle«, die verkrampften Hände, die verdrehten Augäpfel und sogar den aufgetriebenen Leib, typische Erscheinungen dieser Krankheit. Liuthars Kunst will vor allem den Gegensatz zwischen der unheilen Daseinssituation des vom Dämon geschüttelten Menschen und der heilenden Kraft des majestätischen Christus dem Beschauer nahebringen. Die elementare Gewalt solcher Anfälle hysterischer Dämmerzustände konnte der im bildhaften Denken lebende Mensch des Mittelalters nicht anders deuten als Macht eines Dämons, der vom menschlichen Körper Besitz ergriffen hat. Liuthars Bild gehört zu den frühesten seiner Art in der mittelalterlichen Kunst, ein wertvolles Zeugnis in der Geschichte der Psychopathologie¹.

¹ J. Schumacher, *Psychologische und psychopathologische Grundlagen der Psychosen im deutschen Mittelalter*. Mediz. Welt II (1937), S. 1546. — Vgl. ferner hierzu P. Diepgen, *Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur*. Stuttgart 1935, sowie E. Kretschmer, *Hysterie, Reflex, Instinkt*. Leipzig 1946.

29. Gebetbuch des Kardinals Albrecht von Brandenburg

(*Albrecht, Kanzler und Primas der deutschen Kurfürsten 1490–1545*).

Deutscher Text, 41 Bildseiten mit fast 30 Passionsbildern, die übrigen Bilder allegorischen Inhalts sowie eine Darstellung der Erschaffung Evas.

Simon Bening (gest. 1661 in Brügge). Auf der letzten Seite sein Signet S. B. Entstehungszeit des Gebetbuches um 1530.

Das Buch blieb bis ins 18. Jahrhundert im Besitz des jeweiligen Erzbischofs von Mainz, gelangte im 18. Jahrhundert an die Familie Schönborn, die es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in ihrer Bibliothek auf Schloß Gaibach bei Volkach aufbewahrte. Von 1868 bis nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte das Buch der Wiener Linie der Rothschilds und kam über den amerikanischen Kunsthandel in die Sammlung Dr. Peter und Irene Ludwig, Aachen.



Dornenkrönung (vgl. S. 231)

Lit.: F. Winkler, *Das Gebetbuch des Kardinals Albrecht von Brandenburg aus der Sammlung Ludwig*, Aachen, in: *Aachener Kunstblätter*, Heft 24/25, 1962, S. 7 ff. – U. Steinmann, *Das Andachts-Gebetbuch vom Leiden Christi des Kardinals Albrecht von Brandenburg*, in: *Aachener Kunstblätter*, Heft 29, 1964, S. 139 ff.

Aachen, Sammlung Dr. Peter und Irene Ludwig

Mikrozephalie

Die Abbildung auf Fol. 159 v, die Dornenkrönung darstellend, bringt die naturalistische Wiedergabe einer menschlichen Entstellung, eine Mikrozephalie. Der rechts im Vordergrund vor dem Schmerzensmann kniende Knecht hat hohnvoll seine Mütze gezogen und damit seinen auffallend kleinen Hirnschädel entblößt, zu dem das grobe, große Gesicht in bemerkenswertem Gegensatz steht. Die Stirn ist niedrig und fliehend, der Haaransatz tief, die häßliche Schädelform wird durch das kurzgeschorene Haar besonders hervorgehoben. Einzelheiten erinnern auch an eine Akromegalie. Zu dem ordinären Gesichtsausdruck des Schwachsinnigen paßt die obszöne Handbewegung, die in der bildenden Kunst nicht so selten anzutreffen ist¹. Nach Holländer ist es »ein Fingerzeichen, das schon in der Antike jedermann verstanden hat«. J. Avalon ist dagegen der Meinung, daß diese Geste in der Antike ursprünglich eine Abwehrhandlung gegen den »Bösen Blick« gewesen ist, ihre Entstehung hänge mit der magischen Wertung der einzelnen Finger zusammen. Die drei ersten Finger – die »Schwurfinger« – seien allgemein bei der Abwehr dämonischer Kräfte von Bedeutung gewesen. Von der Abwehr des Bösen bis zur beleidigenden Geste war kein großer Schritt, und so findet man auf mittelalterlichen Gemälden, insbesondere in den Verspottungsszenen der Passion in zahlreichen Fällen diese Handbewegung wieder. Nach Avalon träte also der Charakter der Obszönität in den Hintergrund².

¹ E. Holländer, *Die Medizin in der klassischen Malerei*. 3. Aufl. Stuttgart 1923, S. 307. Abb. 189.

² J. Avalon, *La geste de la »Figue«*. *Aesculape* 24 (1934) 84 ff.

30. Bildtafel mit einer Darstellung des hl. Martinus und des Bettlers

Rheinisch (vielleicht Aachen) um 1455 – Fälschlicherweise in der älteren Literatur als zum Schutzkasten des Marienschreins gehörig erwähnt und mit den um 1414 entstandenen Engelstafeln, die sich heute in den Arkaden der Armseelenkapelle befinden, in Verbindung gebracht.

Lit.: K. Faymonville, *Kunstdenkmäler der Stadt Aachen*. *Das Münster Düsseldorf* 1916, S. 196, Fig. 8. – H. Schnitzler, *Der Dom zu Aachen*, Düsseldorf 1951 S. XXXV. – E. G. Grimme, *Karl der Große und Ludwig der Heilige*, in: *Aachener Kunstblätter* Heft 17/18, 1958/59, S. 58 ff.

Aachen, Dom



Antoniusfeuer

Wenige Krankheiten haben in der mittelalterlichen Malerei und Plastik eine so häufige und gleichzeitig so realistische Darstellung gefunden wie das sog. Antoniusfeuer. Es handelt sich jedoch stets um die Wiedergabe des Endzustandes dieser Krankheit, nämlich der schweren Verkrüppelung derjenigen, die die gefährliche, akute Vergiftung lebend überstanden hatten. Es ist eine Seuche im weiteren Sinne, die aber nicht durch bakterielle Infektion, sondern durch eine Intoxikation nach Genuß des Mutterkornpilzes der Getreideähren zustandekommt. Ihr dramatisches Krankheitsbild bestand

in einer unerträglichen Hitze im Körper, Benommenheit, Delirien, hochgradigen Schmerzen in Armen und Beinen, die infolge krampfartiger Zusammenziehung der Arterien abstarben, brandig und schwarz wurden und schließlich abfielen. Besonders nach Mißernten, wenn die Körnerfrucht wahllos vermahlen wurde, kam es zu Massenerkrankungen, die oft zahllose Opfer forderten¹.

Die ersten wissenschaftlichen Beschreibungen stammen von Lonicerus (1565) und von Caspar Bauhin (1623). Schon 1597 wurde durch die medizinische Fakultät Marburg bei einer Beschreibung der sog. »Kriebelkrankheit« der Mutterkornpilz als Ursache angeschuldigt, doch geriet diese Beobachtung wieder in Vergessenheit, ebenso wie die der französischen Ärzte Thuilliers (1630) und Dodart (1673), die ebenfalls diese Theorie vertraten.

Die Ergotismusseuchen waren im Mittelalter häufiger als man allgemein annimmt. Ein großer Teil der durch Verlust ihrer Glieder hilflosen Krüppel, die als Bettler auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen waren, muß man als Opfer des »Antoniusfeuers« ansehen. Vielfach wurde der Bettler, mit dem St. Martin seinen Mantel teilt, in der Kunst als Verstümmelter dargestellt, der seine Gliedmaßen offensichtlich durch Ignis sacer, mal ardent, verloren hatte. Eine klassische Darstellung vom Schicksal der Erkrankten gibt uns der Mönch von Gembloux, Siebertus Gemblacensis in seiner »Chronographia« zum Jahr 1089: »Es war ein Seuchenhjahr zumeist im westlichen Teile Lothringens, wo viele, deren Inneres ein verruchtes Feuer verzehrte, an ihren zerfressenen Gliedern, die schwarz wie Kohle wurden, Fäulnis erlitten. Sie starben elendig oder blieben einem noch elenderen Leben erhalten, nachdem die verfaulten Hände und Füße sich abgetrennt hatten«².

So zeigt auch diese Bildtafel den hl. Martin und einen vor ihm knienden Bettler, der beide Füße verloren hat. Die Unterschenkelstümpfe sind umwickelt und tragen an den Streckseiten durch Riemen befestigte Holzschalen, auf denen der Verkrüppelte sich kniend fortbewegt. Diese typische Darstellung findet sich mit geradezu einförmiger Gleichmäßigkeit in zahllosen mittelalterlichen Kunstwerken. Wenn nur *ein* Bein verstümmelt war, so wurde unter der Holzschale des kranken Beines eine Stelze aus Holz befestigt, um auf diese Weise wenigstens den aufrechten Gang zu ermöglichen³.

¹ R. Creutz, Die schweren Ergotismusseuchen früherer Jahrhunderte unter dem Namen Antoniusfeuer. Mediz. Welt 11 (1937) 843–845. ders., auch in: R. Creutz und J. Steudel, Einführung in die Geschichte der Medizin in Einzeldarstellungen. Iserlohn 1948, S. 150–159.

² Mon. Germ. Hist. SS Tom. VI, 366.

³ Vgl. hierzu E. Holländer, Medizin in der klassischen Malerei. Stuttgart 1923, S. 229, Abb. 134. Hier ist eine Krüppelprozession nach Hieronymus Bosch abgebildet, die Verstümmelte und Gelähmte mit ihren improvisierten Fortbewegungswerkzeugen vor Augen führt. — Im Altertum und Mittelalter waren Kunstglieder unbekannt, erst im 16. Jahrhundert begann man mit der Anfertigung von Arm- und Beinprothesen. Auf diesem Gebiet erwarb sich der Holländer Verduyn ((1696) und der französische Feldchirurgus Ravaton (1755) große Verdienste. Erst im 19. Jahrhundert kam der Prothesenbau mit zunehmender Vervollkommenheit in Gang; im 20. Jahrhundert ließen die zahlreichen Opfer zweier Weltkriege das Problem der Kunstgliederherstellung besonders stark in den Vordergrund treten. Vgl. H. L. Heusner, Zur Geschichte des Kunstbeines. Deutsche Militärärztliche Zschr. 1915, S. 289–305.

31. Heilung des Blinden von Jericho

Kreis des Jan Scorel (nach Lucas van Leyden). Geb. zu Schoorl bei Alkmaar 1495, gest. 1562 zu Utrecht. Schüler des Wilhelm Corn. zu Haarlem, des Jac. Corn. zu Amsterdam und des Jan Mabuse zu Utrecht.

Eichenholz: Mittelbild H. 114, B. 84, Flügel H. 114, B. 32. — Vermächtnis Weber-van Houtem 1886. — Wiederholung der Petersburger Blindenheilung des Lucas van Leiden von 1531 mit Varianten in Landschaft und Figuren (vgl. zum Original: Rooses in Ztschr. f. b. Kst. XIV, 1903, S. 13 und Abb.). — Der Maler unterscheidet sich von Lucas besonders in der Behandlung des Baumschlages. — Lit.: Dülberg, Onze Kunst XV, S. 17. — Beets, Lucas de Leyde 1913, S. 129. — Cohen in Ztschr. f. b. Kst. N. F. XXV, 1914, S. 31. — P. Wescher, in: Thieme-Becker XXIII, 1929, S. 169 »Scorelkreis«-Winkler (mündliche Mitteilung) denkt möglicherweise an die Hand des Scorel selbst. — Utrechter Ausstellung 1913 (Kat. Nr. 41) als Lucas van Leyden Wiederholung mit Varianten nach dem Petersburger Original. Dieses farbig abgeb. b. M.J. Friedländer, von Van Eyck bis Bruegel, Köln 1956, T. IX, vgl. auch M.J. Friedländer, Lucas van Leyden, hrsg. v. F. Winkler, Berlin 1963, S. 67, Nr. 55. — Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 472. — E. G. Grimme, Das Suermondt-Museum, Aachen 1963, Nr. 113, S. 212.

Aachen, Suermondt-Museum.

Blindheit und mongoloide Idiotie

»Nach der Großartigkeit und dem Ernst der frühmittelalterlichen Bilder erscheinen die wenigen Darstellungen, die das 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, oberflächlich und theatralisch«². In der Tat wird das eigentlich Pathologische des Blindseins, das für diese Kranken so charakteristisch ist, nämlich das Zurücksinken der Augäpfel, die Verkleinerung der Lidspalten und der erloschene Blick, oft bei den Blindendarstellungen vermißt. In vollendeter Form finden wir sie bei Pieter Breughels



Heilung des Blinden von Jericho (Ausschnitt)

Blindenzug. Das Altarbild aus Jan Scorels Kreis stellt die Blindheit einfach dadurch dar, daß der Kranke die Augen geschlossen hält. Es ist aber fraglich, ob hier eine Unzulänglichkeit der künstlerischen Darstellungskraft angenommen werden darf, zumal dasselbe Gemälde noch eine zweite Krankheitsdarstellung bietet, die durch ihren Realismus überrascht (s. u.). Viel eher ist hier bei der Deutung der künstlerischen Wiedergabe des Blindseins an ein Leiden aus dem Formenkreis der Hysterie zu denken. »Funktionelle« Erblindungen und Lähmungen ohne organische Störungen bilden einen großen Teil jener als Heilung deklarierten Phänomene, die in alten Berichten eine große Rolle spielen. So fand sich in Akten des Jahres 1681 über Massenheilungen von Kranken aller Art auch die Schilderung einer angeblichen Blindenheilung. Hier wurde ausdrücklich berichtet, daß der »blinde« Junge seine Krankheit in naiver Art dadurch demonstrierte, daß er die Augen geschlossen hielt. Nach der aufrüttelnden Bußpredigt des Paters Aviano öffnete er die Augen »und konnte wieder alles sehen«². Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Maler des Flügelaltars eine solche »Wunderheilung« miterlebt und später als Motiv in seinem Bild verwendet hat.

Von der Fähigkeit realistischer Darstellung des Künstlers zeugt eine andere Figur des Bildes, nämlich der im Vordergrund auf dem Boden liegende Knabe, der alle Zeichen einer sogenannten mongoloiden Idiotie trägt. Der kurze, kleine Gehirnschädel ist mit struppigen Haaren bedeckt, die Nase

ist breit, die Lidachsen sind schiefgestellt³, das Liegen auf der Erde kennzeichnet die verzögerte statische Entwicklung. Durch den Epikanthus, eine sichelförmige Hautfalte, werden die Augen zum Teil verdeckt, der Gesichtsausdruck ist undifferenziert, aber von einer etwas läppischen Gutgelauntheit, die zur Wesensart dieser Form des Schwachsinnes gehört⁴.

Ikongraphisch stellt dieses Kind einen vom Maler bewußt herausgearbeiteten Gegensatz zu dem »guten Kind« dar, das den Blinden zu Christus führt. Das schwachsinnige, entstellte, häßliche Kind dagegen räkelt sich zu Füßen der Pharisäer, der Gegenspieler des Heilsgeschehens. Die Zuordnung des idiotischen Kindes zu den Repräsentanten des »Bösen« läßt wiederum die Gedankengänge jener Zeit anklingen, die zwischen dem Prinzip des Bösen und manchem Krankheitsgeschehen einen geheimen Zusammenhang erblickten.

¹ W. Jaeger, Die Heilung des Blinden in der Kunst. Konstanz 1960, S. 28.

² E. Schmitz-Cliever, Massenheilung psychogener Erkrankungen im Jahre 1681. Sudhoffs Archiv f. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. 42 (1958), S. 271–278.

³ Diese Eigentümlichkeit der Lidfalten hat in der europäischen Medizin seit der erstmaligen Beschreibung des Krankheitsbildes durch John Down (1828–1896) im Jahre 1866 zu dem höchst ungehörigen, weil beleidigenden Terminus der »mongoloiden« Idiotie geführt, der in sehr oberflächlicher und anmaßender Weise die anatomische Eigenart im Augenlidbau einer hochstehenden Rasse mit einer bei der weißen Rasse nicht seltenen Form kindlichen Schwachsinnis vergleicht. — Auch auf einem bekannten Werk des Malers J. Jordaens (1593–1678) tritt uns diese Form des angeborenen Schwachsinnis entgegen: in der »Ruhepause der Bauern auf dem Feld« hält eine Bäuerin ein kleines Kind auf dem Schoß, das die physiognomischen Zeichen einer »mongoloiden« Idiotie aufweist (vgl. hierzu Aesculape, 24 (1934), S. 243).

32. Der Aachener Altar

Passionstriptychon. In der Mitte die Kreuzigung, auf den Flügeln links Ecce Homo, rechts die Beweinung; auf den Außenseiten sechs Heilige.

Eichenholz (Mitteltafel) 143, B. 242; Flügel 143, B 114.

Stammt aus der Kölner Karmeliterkirche (hier bis mindestens 1642); Slg. J.J.N. Lyversberg (Köln 1761–1834; Versteigerung Köln 1837). Slg.-Haan, Köln.

Max Friedländer erkannte den Aachener Altar als Arbeit eines eigenen Meisters, nachdem die frühere Forschung den Altar als Werk des Meisters der hl. Sippe zugeordnet hatte. Friedländer datierte um 1500 und schloß weitere Werke an den Aachener Altar und ein verwandtes Triptychon in Liverpool an. Firmenich-Richartz setzte die Entstehung des Aachener Altars um 1510 an. Nach Reiners gehört das Aachener Triptychon zusammen mit den Passionszenen des Suermondt-Museums in die Spätzeit



des Künstlers. Vogts wies die Herkunft des Altars aus dem Kölner Karmeliterkloster nach. 1940 macht Baudisch auf den Einfluß Derick Baegerts aufmerksam. Zuletzt hat Kisky sich mit dem Werk auseinandergesetzt und in die Zeit der Entstehung der Wandmalereien in der Hardenrathkapelle an St. Maria im Kapitol zu Köln gerückt. Seine Datierung kann sich auf die Lebensdaten des Stifters Theodericus de Gouda berufen, der 1539 als Provinzial des Karmeliter-Ordens starb.

Ausgestellt in Düsseldorf 1904 (Nr. 56); Köln 1950 (Nr. 468); Köln 1961 (Nr. 41).

Neuere Literatur: Hans Vogts, *Zur Bau- und Kunstgeschichte des Kölner Karmeliterklosters*, *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 14 (1932), 148–184. – *Kunstdenkmäler der Rheinprovinz*, Köln, 2. Bd., 3. Abt., Düsseldorf 1937, 202. – Egon Schmitz-Cliever, *Die Darstellung der Syphilis auf dem sog. Aachener Altarbild der Kölner Malerschule (um 1510)*, *Archiv für Dermatologie und Syphilis* 192 (1951), 164–174.

Katalog: *Kölner Malerei der Spätgotik*, Köln 1961, S. 114, Nr. 41 (mit weiteren Literaturangaben).

Aachener Domschatz

33. Passionsgeschichte

Meister des Aachener Altars, *Kölnische Schule*. Irreführend benannt nach dem Flügelaltar (Kreuzigung, Beweinung, Ecce Homo) im Aachener Mün-

ster, der 1837 aus der Sammlung Lyversberg dorthin gekommen ist. Um 1480 bis 1520 tätig. Gehört in die Nähe des jüngeren Sippenmeisters von St. Severin. Zum erstenmal aus dessen Werk herausgelöst und als selbständige Künstlerpersönlichkeit charakterisiert von M. J. Friedländer in: *Amtl. Berichte a. d. K. Kstslgn.* XXXVIII, 1917, Sp. 221 u. *Wallraf-Richartz-Jb.*, I, 1924, S. 101 ff. – Vgl. *Kat.* Nr. 32.

Öl auf Eichenholz. H. 178 cm, B. 149 cm – Spätwerk des Meisters um 1520 (unter Mitarbeit von Gehilfen). – 1909 im Kölner Kunsthandel erworben. Literatur: H. Schweitzer in: *Aachener Kunstblätter* IV/VI, S. 83 u. Abb. 80/81. – H. Reiners, *Die Kölner Malerschule*, 1925, S. 237 u. Abb. 281/282. – H. Kisky, *Der Meister des Aachener Altars*, in: *Kölner Maler der Spätgotik (Der Meister des Bartholomäus-Altars, der Meister des Aachener Altars)*, *Katalog zur Ausstellung im Kölner Wallraf-Richartz-Museum*, Köln 1961, S. 44 ff. A. Stange, *Deutsche Malerei der Gotik*, V, Köln i. d. Zeit von 1450 bis 1515, München/Berlin 1952, S. 120 f. – *Gemäldekatalog des Suermondt-Museums*, Nr. 300. – E. G. Grimme, *Das Suermondt-Museum Aachen* 1963, Nr. 127, S. 234 ff. m. 2 Farbabb. – Der Künstler der Aachener Altartafeln wurde erstmals von M. J. Friedländer in seiner Bedeutung erkannt. E. Buchner hat 1950 vorgeschlagen, den Künstler auf Grund eines seiner Hauptwerke »Meister der Hardenrath-

Kapelle« zu nennen. Er ist ein Kölner gewesen, der die Szenen der Heiligen Schrift gern in seine Heimatstadt verlegt hat. Der sog. »Aachener Altar« in der Domschatzkammer, dem er seinen Namen dankt, hat ursprünglich in der Karmeliterkirche am Kölner Waidmarkt gestanden und gelangte erst im 19. Jahrhundert nach Aachen. Deutlich verraten auch die Tafeln im Suermondt-Museum die Anregungen, die der Künstler aus dem Werk der späten Kölner Malerschule aufgenommen hat. Man denkt an den Meister des Bartholomäus-Altars und den Meister der hl. Sippe, den Meister der Ursula-Legende und von St. Severin. Die beiden Aachener Passionstafeln hat H. Kisky mit guten Gründen dem späten Werk des Meisters eingefügt. Nun lassen sich Entlehnungen aus der Dürer-Graphik nachweisen. Die Thomas-Szene beispielsweise setzt die Kenntnis von B. 49 der kleinen Holzschnitt-Passion von Dürer voraus. In der Ecce-homo-Gruppe wurde B. 9 benutzt, dem Malchus begegnet man in Dürers B. 27 wieder.

Aachen, Suermondt-Museum

Syphilisdarstellungen

Die allegorische Darstellung der drei menschlichen Hauptlaster: Habsucht, Geltungssucht (Hoffart) und Fleischeslust, denen die evangelischen Räte der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit entgegenstehen, gab dem Künstler viele Möglichkeiten einer eindrucksvollen Anprangerung des »Bösen«. Wenn der Meister des Aachener Altars zur Personifizierung der Unkeuschheit einen von der Syphilis gezeichneten Menschen wählte, so folgte er damit einem im Mittelalter besonders beliebten Gedankengang, den Augustinus formuliert hatte: »Du hast es so angeordnet und so ist es, daß sich selbst zur Strafe wird ein jeder ungeordnete Geist«¹. Die Verknüpfung von Sünde und Krankheit mußte sich dem Künstler um 1500 mit besonderer Eindringlichkeit anbieten, da sich damals das erschreckende Ereignis einer pandemischen Ausbreitung der Syphilis im Abendlande in dramatischen Formen abspielte. Ob diese Krankheit schon immer in unseren Breiten seit der Antike heimisch war und aus einer harmloseren Spirochätenaffektion sich plötzlich zum neuen, schweren Krankheitsbild der Syphilis wandelte, oder ob sie als völlig neue Seuche durch die Matrosen des Kolumbus aus Amerika eingeschleppt wurde, ist noch immer eine unentschiedene Streitfrage. Sicher ist nur, daß die Seuche seit 1495 eine ungewöhnliche Ausbreitung erfährt. Die Entstehung des Triptychons wird zwischen 1510 und 1520 angenommen, fällt also in eine Zeit, da die Syphilis in ihrem Wesen als Geschlechtskrankheit

erkannt war. Diese schwere, mit Zerstörung zahlreicher Organe des menschlichen Organismus einhergehende und allgemein gefürchtete Affektion bot dem Maler die beste Möglichkeit, dem Betrachter die Folgen der Lasterhaftigkeit vor Augen zu führen. Denn eine religiöse Belehrung der des Lesens und Schreibens unkundigen Menge ist die eigentliche Aufgabe dieser Bildtafeln, und der Künstler löst die Aufgabe mit der Akribie naturalistischer Gestaltung (Abb. S. 234).

Die üppige und vornehme Kleidung des Ritters, der auf hohem Roß hält, steht in bemerkenswertem Gegensatz zu den durch die ekelerregende Krankheit entstellten Gesichtszügen. Hier finden wir alle Merkmale einer tertiären Syphilis: Fahle Hautfarbe, knotige Verdickungen der Knochen des Gesichtsschädels, besonders der Stirn, eingesunkene Sattelnase, verzogene Augenlider, Narbenbildungen in der Gesichtshaut, faunartige Züge. Die Lippen sind infiltriert, dick, formlos, vor den Mund hat der Kranke ein durchsichtiges Schleiertuch gebunden, teils um die Zerstörungen der Lippen zu verdecken, teils um den üblen Atem zurückzuhalten. Das fuchsrote Haar ist offensichtlich eine Perücke, die mit dem Turban zur Seite gerutscht ist, sie weist auf einen Haarverlust, die Alopezia syphilitica hin. Die Augen des Syphilitikers blicken auffallend trüb und stumpf, nach Aussagen eines erfahrenen Dermatologen, der diese Krankheit in ihren schweren Formen vor der Einführung des Salvarsans (1905) beobachtet hatte, ein besonders charakteristisches Merkmal². Auf dem Ärmel des Ritters ist ein Bild der Venus zu sehen, aber nicht in antiker Auffassung, sondern als zeitgenössische »Dame« mit einem Spiegel in der Hand.

Diese Darstellung der Syphilis gehört zu den frühen, aber nicht zu den frühesten ihrer Zeit. Die ersten bildhaften Wiedergaben finden sich vor allem auf Flugblättern des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die Gebete zu bestimmten Heiligen enthalten mit der Bitte um Hilfe gegen die Seuche. Hier ist die Krankheit schematisch-symbolhaft aufgefaßt und die Haut des Menschen mit gleichmäßigen Flecken übersät. Der Kranke des Aachener Altarbildes dagegen ist ein Meisterwerk naturalistischer Malerei der Dürerzeit, eine mit größter Genauigkeit der Details wiedergegebene syphilitische Erkrankung (Lues III). Sie ist gewissermaßen eine klinische Demonstration aus religiös-belehrenden Motiven.

¹ Augustinus Confess. I, 12.

² Diesen Hinweis verdanke ich meinem verstorbenen Lehrer in der Dermatologie, Dr. Friedrich Paulus, Aachen, mit dem ich vor Jahren gemeinsam den »Patienten« des Altarbildes untersuchte, wobei Lupenbetrachtung unerlässlich und sehr aufschlußreich war.

Passionsgeschichte (Auferstehung)

Während der »Meister des Aachener Altars« in der Kalvarienbergsszene den Syphilitiker als vornehm gekleideten Ritter auftreten läßt, ist es im Auferstehungsbild einer der zu Boden gefallenen Grabwächter, dessen Gesichtszüge die syphilitische Erkrankung erkennen lassen. Die Ähnlichkeit mit dem Ritter des Golgathabildes ist auffallend: Der unförmige Kopf mit knotigen Verdickungen der Knochen, der durch Narbenbildung entstellte Mund und vor allem die breite, deformierte und tief eingesattelte Nase (Abb. S. 234).

34. Ecce Homo

Hans Hoffmann (gest. 1592 in Prag, Hauptvertreter der süddeutschen Dürer-Kopisten) Öl auf Eichenholz. – H. 47, B. 39. – Literatur: F. Kuetgens, Ein Ecce-Homo-Bild, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch, Band XVI, Köln 1954, S. 213 ff. – 1952 aus Jülicher Privatbesitz erworben.

F. Kuetgens hat eine Reihe von verwandten Bildern zusammengestellt. Er weist nach, daß es sich bei der Aachener Tafel um eine Kombination aus Vorlagen Albrecht Dürers und des Quentin Massys handelt. So geht der Christustyp mit der sorgfältig gemalten Dornenkrone auf Dürer¹ zurück, während die Büttelgestalten, die mit geifernder Wut, mit zügelloser Frechheit und satanischer Lust agieren, in der Bildwelt Massys beheimatet sind.

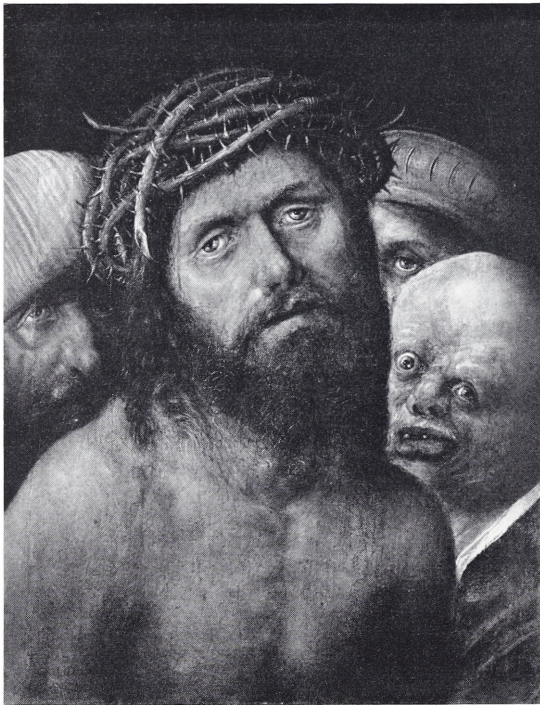
¹ vgl. K. Steinbart, Albrecht Dürers Schmerzensmann von 1511 als christomorphes Selbstbildnis,

in: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 14. Bd., Berlin 1951, S. 32 ff. – M. Walicki, The »Ecce Homo« by Hans Hoffmann in the Radziwill-Collection at Nieborow, in: Bulletin du Musée – National de Varsovie IV, Nr. 3 S. 71 ff. m. Abb. auf S. 74 Nr. 5. – E.G. Grimme, Das Suermondt-Museum, Aachen 1963, S. 247, Nr. 133.

Aachen, Suermondt-Museum

Syphilisdarstellung

Der »Ecce homo« des Hans Hoffmann wird in die Werke der süddeutschen Dürerkopisten eingereiht und damit einer minuziös-naturalistischen Malweise zugeordnet, die gerade für die Darstellung von Krankheiten wertvoll ist. Sie stellt eine zuverlässige Bilddokumentation dar, die unsere Kenntnisse von den Krankheitserscheinungen in früheren Jahrhunderten bestätigt und erweitert. Hans Hoffmann benutzt die widerlichen Einzelheiten krankhafter Veränderungen zur Akzentuierung von Gegensätzen, die die Gestaltung der Bildidee besonders wirksam werden lassen. So kann man sich kaum einen eindrucksvolleren Gegensatz vorstellen, als die edlen Züge des leidenden Christus und des neben ihm auftauchenden Schergengesichtes. Die abstoßende Entstellung dieser Fratze weist eindeutig krankhafte Symptome auf: der überdimensionierte, kahle Schädel, die rechtsseitige Gesichtslähmung im Sinne einer Fazialisparese mit weit aufgerissenem Auge, dessen Lider nicht mehr geschlossen werden können, und der schiefstehende Mund sprechen für einen Gehirnprozeß. Die an der Wurzel eingesunkene Nase mit knöcherner Deformierung, die zerstörten Zähne und die aufgetriebenen Lippen weisen auf eine syphilitische Erkrankung hin, wozu auch die unregelmäßigen Knochenhöcker des Schädels gehören. Vor allem an eine angeborene Syphilis (Lues connatalis) ist hier zu denken. François Walter hat 1933 auf den Krakauer Schnitzaltar um 1500 aufmerksam gemacht, ein Werk des Wit Stwos († 1533, Veit Stoß), das ihn als Dermatologen interessierte. Er beschreibt mehrere mit naturalistischer Akribie vom Künstler dargestellte Hautaffektionen, nämlich einen Hautkrebs im Gesicht eines Schergen, ein Fibroma pendulum am Halse eines zweiten, eine Alterswarze im Gesicht eines Apostels und den Kopf eines Pharisäers, der alle Zeichen einer angeborenen Syphilis erkennen läßt¹. Dieses kranke Gesicht erinnert an die Züge des Schergen von Hans Hoffmann, nur die halbseitige Gesichtslähmung fehlt. Die Entstehung des Krakauer Marienaltars wird in die Jahre 1477 bis 1489 gelegt². Walter weist mit Recht darauf hin, daß die



geradezu lehrbuchmäßige Darstellung der krankhaften Hautveränderungen das Eindringen naturalistischer Kunstvorstellungen in die Welt der Spätgotik um 1500 veranschaulicht. Bei Hans Hoffmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wirkte, sind die naturalistischen Details zu einer vollendeten Meisterschaft ausgearbeitet.

¹ F. Walter, Les maladies de la peau figurées au retable de Wit Stwosz à Notre Dame de Cracovie. *Aesculape* 23 (1933) 242–255. — Aus dieser Arbeit geht hervor, daß der Künstler Veit Stoß noch weitere Hautkrankheiten und -anomalien naturgetreu wiedergegeben hat, so z. B. eine Acne rosacea, eine Lupus und Unterschenkelvarizen.

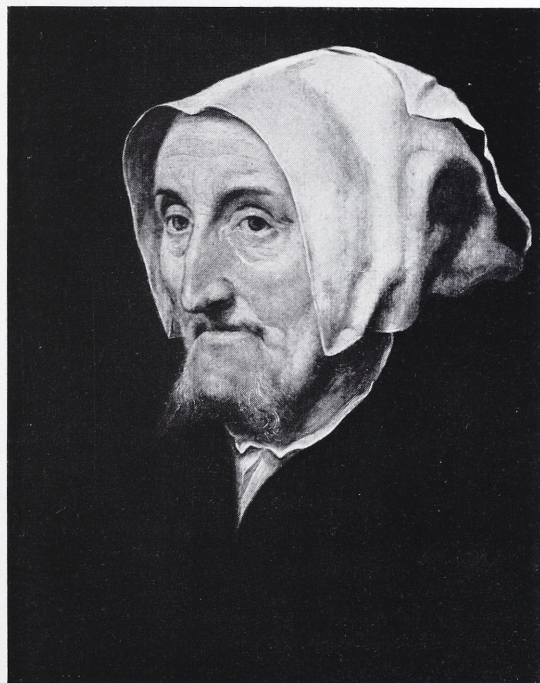
² Da Syphilisdarstellungen in der Kunst vor 1500 nicht bekannt sind (vor 1494 ist die Lues in der uns bekannten Form nicht nachzuweisen), müssen Zweifel an der zeitlichen Einordnung (zwischen 1477 und 1489) entstehen. Allerdings ist auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die nachweislich in späterer Zeit angebrachten Änderungen und Ergänzungen den Kopf eines syphilitischen Pharisäers eingefügt haben.

35. Bildnis der Margret Halsleber

Antonio (Antonis) Moro (Mor). Geb. um 1512 in Utrecht, gest. zwischen 1576 und 1578 in Antwerpen. Schüler Scorels. Reisen nach Italien, Spanien, England. Tätig in Brüssel für den Herzog Alba, hauptsächlich aber in Antwerpen.

Eichenholz H. 35, B. 27. Oben links bezeichnet: »Margaret Halseber«. — Sammlung Beissel 1876. Stiftung B. Suermondt 1882. — Kat. 1883, Nr. 94. — Hymans, Antonio Moro, 1910 S. 163. — Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 327.

Aachen, Suermondt-Museum.



Morgagnische Krankheit

In Moros Porträt der Margarete Halseber tritt uns ein Krankheitsbild entgegen, das durch die neueren Forschungen über Zusammenhänge zwischen Haarkleid, vegetativem Nervensystem und Hormonen weitgehend geklärt worden ist. Die in der Monstrenliteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts abgebildeten bärtigen Frauen im jugendlichen Alter müssen als hormonell Erkrankte, sehr oft wohl auch als Trägerinnen von Nebennierentumoren angesehen werden¹. Bei älteren Frauen dagegen handelt es sich meist um ein von Giovanni Battista Morgagni (1682–1771) erstmalig beschriebenes Leiden², das den abnormen Bartwuchs zusammen mit anderen Symptomen aufweist; vor allem liegt stets eine gutartige Knochenwucherung an der Innenseite des Schädels vor, die zu heftigen Kopfschmerzen Anlaß gibt. In wechselnder Häufigkeit kommen dazu Zeichen von Virilismus und psychische Abartigkeit (Gynäkotropie). Die schweren Kopfschmerzen und die äußere Entstellung machen das Krankheitsbild zu einem echten ärztlichen Problem.

Moros Bildnis der Margarete Halseber ist keineswegs eine Phantasieschöpfung sondern ein echtes Porträt, wie der Name der Dargestellten in der linken oberen Bildecke beweist. Würde der Beschauer nicht den Namen der Dargestellten, so würde er glauben, einen Mann vor sich zu haben: Harte, scharfe Züge, ein männlicher Bau der Augenbögen, ein unweiblicher, kritischer, fast verächtlicher Blick aus traurigen Augen und ein harter Mund. Der Schnurrbart über der Oberlippe ist ebenso dicht wie der zweiteilige Kinnbart, beide sind greisenhaft weiß.

Moros Werk ist weit entfernt von den sensationslüsternen Darstellungen des Grotesken, Entstellten und Häßlichen, wie sie im Barock so beliebt waren³. Moros feinnervige Kunst geht mit nachdenklichem Ernst dem physiognomischen Ausdruck dieses körperlich-seelischen Leidens nach. Und wenn die zahlreichen Porträts, die Moro an den Fürstenhöfen seiner Zeit gemalt hat, durch eine »zwanglose Haltung und warme Menschlichkeit«⁴ gekennzeichnet sind, so hat auch bei der Darstellung der Morgagnischen Krankheit eine starke Einfühlungskraft und eine fast grüblerische Anteilnahme an einem rätselhaften Leiden des Nächsten die Hand des Künstlers geführt⁵.

¹ F. Hoff, Haarkleid und vegetatives Nervensystem. *Dtsch. Mediz. Wschr.* 75 (1950), 478–482.

² *Adversaria anatomica, Animadversio* 74. Padua 1719.

³ E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt. Stuttgart 1921.

⁴ H. Hymans, Antonio Moro. Brüssel 1910.

⁵ E. Schmitz-Cliever, Zur Geschichte und zur Darstellung der Morgagnischen Krankheit in der Kunst. *Sudhoffs Archiv* 49 (1965), 364–370.

36. Der Raucher

*Adriaen Brouwer, geb. Oudenarde 1605 oder 1606, gest. Antwerpen 1638. – Eichenholz H. 26, B. 22,5. – Versteigerung Chapuis in Brüssel, 4. Dezember 1865. Stiftung B. Suermondt 1883. Kat. 1883, Nr. 18. H d Gr III, 1910, Nr. 126. – Eine Komposition, die bei Brouwer mehrmals vorkommt und die sich u. a. in der Sammlung Maurice Cann, Paris, befand. (Abbildung bei Schmidt-Degener, *Adriaen Brouwer 1908*, S. 28 als »Teniers«). Die Figur des Hintergrundes war übermalt und wurde, soweit sie nicht abgekratzt war, freigelegt. – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 68. Aachen, Suermondt-Museum*

Tabakabusus

Schon die Tatsache, daß der Maler keine größere kompositorische Darstellung bietet, sondern die Betrachtung auf einen einzigen Menschen konzentriert – die Figur im Hintergrund verblaßt dagegen zu einem Schatten – legt es nahe, daß ein ganz enggefaßtes, menschliches Thema vor dem Beschauer enthüllt werden soll. Was Brouwer hier mit einem unheimlichen, beinahe abstoßenden Realismus gemalt hat, ist ein kranker Mensch: Fahle Gesichtszüge mit unnatürlich geröteter Nase, ein zum Turmschädel deformierter Kopf, der in den Nacken gelegt ist, ein schlaffer, auf dem dreibeinigen Stuhl hängender Körper. Die Pfeife in der Rechten, den Trinkkrug mit der Linken auf das Knie gestützt, im Hintergrund ein Kübel in Bereitschaft, und dies alles in einem trostlos kahlen Raum, in dessen Hintergrund noch schemenhaft ein zweiter Mann zu erkennen ist, der seine Notdurft verrichtet; das ist die Szenerie, die dem Künstler angemessen erscheint, den Menschen im pathologischen Bereich seiner Existenz vorzustellen.

Zwei medizinische Deutungen bieten sich dem Betrachter dieses Kunstwerkes an. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Tabakpflanze aus der Neuen Welt herübergekommen und wurde zunächst als Heilpflanze angebaut, fast gleichzeitig aber begann der Tabak auch Genußmittel zu werden. Das Pfeifenrauchen wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts in England üblich und von dort durch Seeleute und Studenten zum Kontinent gebracht¹. »Bereits damals gehörte es zu den Kenntnissen des eleganten jungen Mannes, daß er eine Pfeife mit Grazie zu stopfen verstand und wohlgeformte Rauchringe zu erzeugen vermochte. Es gab sogar besondere Lehrmeister, die in dieser schwierigen Kunst Unterricht erteilten. In besonderen Räumen, sogenannten Tabagien, standen dem Besucher alle zum Rauchen benötigten Utensilien zur Verfü-

gung«². Das Bild einer holländischen Tabagie findet sich als Kupferstich in dem Buche von Johann von Beverwyck: *Alle de wercken zo in de medicyne als chirurgie* (1660)³. Die Einführung eines Genußmittels ist aber gleichbedeutend mit seinem Mißbrauch. Der Tabakabusus durch Pfeifenrauchen wurde um so mehr gefördert, als gerade der Tabakcxzeß mit seinen akuten Vergiftungserscheinungen dem barocken Bedürfnis zum Bramarbasieren entsprach. So wäre es durchaus denkbar, daß Brouwers »Raucher« der Lust des Malers an der Darstellung derber, ja wüster Szenen seiner Umwelt seine Entstehung verdankt, wie etwa seine Bauernorgien mit Zechen und Messerstechereien. Aber es fehlt beim »Raucher« jede Spur von Humor, der sonst aus den derbsten Darstellungen des Künstlers noch hervorlugt. Dieses Bild Brouwers ist eine Studie des Pathologischen, eine realistische Wiedergabe des von Rauch- und Trunksucht zerstörten Organismus. Eine moralisierende Absicht wird man aber nicht dahinter vermuten dürfen, denn Brouwer selbst »estoit extrêmement addonné au Tabac et à l'eau de vie (= Branntwein)«, wie sein Biograph Bulart es ausdrückt, der ihn noch persönlich gekannt hat⁴. Sicher ist die malerische Wiedergabe des medizinischen Sujets ein Kunstwerk von Rang, zugleich aber auch ein kulturhistorisches Dokument aus der Frühzeit des Tabakrauchens und des Tabakmißbrauches.

Eine zweite, ebenfalls medizinische Deutungsmöglichkeit weist in eine andere Richtung. Mit dem Aufkommen des Pfeifenrauchens hatte sich auch die Meinung gebildet, daß der Tabakrauch gegen ansteckende Krankheiten, besonders gegen die Pest schütze. Da man als Ursache der Seuchen Miasmen und im einzelnen unbekannte Kontagien ansah, bekämpfte man sie schon seit dem Mittelalter mit Räucherungen aller Art. Hier wurzelt auch die Vorstellung von der pestvertreibenden Wirkung des Tabakrauches; bei der großen Pestepidemie in London 1665 nannte man die Pfeifen »Plague pipes« (plague = Pest). Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß Brouwer einen Kranken darstellen wollte, der sich durch Rauchen und Trinken vor der herrschenden Pest schützen wollte. Wir wissen aus der allgemeinen Seuchengeschichte, daß gerade in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in die Brouwers kurze Lebenszeit fällt, fast ununterbrochen Seuchenzüge in unseren Breiten geherrscht haben, zunächst Fleckfieber und seit der Mitte des Jahrhunderts auch die echte Beulenpest. Da im Todesjahr des Malers 1638 in Antwerpen eine schwere Epidemie wütete, wurde sogar die Vermutung ausgesprochen, daß der Künstler dieser Seuche zum Opfer gefallen

ist⁵ und nicht, wie sein Zeitgenosse und Biograph Isaac Bullart berichtet, daß er mit zweiunddreißig Jahren gestorben sei »consommé de débauches«⁶.

¹ K. Bühler-Oppenheim, Zur Geschichte des Tabaks. Ciba-Zeitschr. 4 (1950), S. 1466.

² ebenda.

³ Eine Reproduktion dieses Stiches s. Bühler-Oppenheim, a.a.O., S. 1468.

⁴ W. v. Bode, Rembrandt und seine Zeitgenossen. Leipzig 1934.

⁵ ebenda, S. 378.

⁶ ebenda.

37. Der Steinschneider

Pieter Quast, geb. in Amsterdam oder Den Haag 1606, gest. in Amsterdam 1647. – K. Bauch (frdl. Mittlg.) schlägt neuerdings Andries Both (geb. 1608 in Utrecht, gest. vor 1649 in Venedig) als Meister unserer Tafel vor.

Öl auf Eichenholz, H. 51, B. 73,5. – Stiftung B. Suermondt 1884. – Auf Grund von Buchstaben (AB...), die man auf dem Reklameschild zu lesen glaubte, war das Bild A. Brouwer zugeschrieben. – Abb. bei E. Holländer, Die Medizin in der klassischen Malerei, 1913, Fig. 240 und S. 240. – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums Nr. 404. – E.G. Grimme, Das Suermondt-Museum, Aachen 1963, Nr. 152, S. 271. – Asta-Quartal 1966, Heft 5, S. 116, 117 m. Farbabbb.

Aachen, Suermondt-Museum

Der Steinschneider

Die fahrenden Quacksalber, die von Ort zu Ort zogen und sehr zum Verdruß der gelehrten Ärzte eine ausgedehnte ambulante Praxis ausübten, sind gerade in der holländischen Malerei gern und in drastischer Weise dargestellt worden. Hier boten sich dem Künstler viele lohnende Einzelheiten für eine malerische Gestaltung: die menschliche Dummheit, die menschliche Niedertracht, die abgefeimte Gewinnsucht und betrügerische Taschenspielerlei, die Schadenfreude der Mitwelt und schließlich das Heer der von kleinen und großen Schmerzen heimgesuchten Menschen, die zu bedauern, nach Wilhelm Busch, »so eine Art Vergnügen sei«.

Der hier dargestellte »Steinschneider« ist zweifellos dabei, ein Atherom der Kopfhaut (Grützbeutel) zu entfernen. Solch harmlose Balggeschwülste waren ein dankbares Objekt für die Skalpelle der Quacksalber, da die Operation ungefährlich und stets erfolgreich war. Sie hießen »Steinschneider«, weil sie der gutgläubigen Menge vorgaukelten, einen Stein auf dem Kopf entfernt zu haben, was durch einen im Ärmel bereitgehaltenen Kieselstein vor den Augen der staunenden Zuschauer erhärtet wurde. Von ihnen sind zu unterscheiden die eigentlichen Steinschneider, die Blasensteine durch einen nicht ungefährlichen Eingriff zu entfernen versuchten, eine Kunst, in der sich zwar auch die legitimierten Chirurgen (Wundärzte) betätigten, die aber



auch bis ins späte 18. Jahrhundert hinein durch fahrende Quacksalber dunkler Herkunft praktiziert wurde. Unter ihnen fanden sich nur selten ernst zu nehmende Heilkundige, wie der berühmte Frère Jacques (1651–1719).

Die übrigen Personen in Pieter Quasts Gemälde sind nicht nur Zuschauer; die in der Szene vorn rechts hockende Frau hält einen gewickelten Säugling auf dem Schoß, der anscheinend dem menschenfreundlichen Walten des Heilkundigen ebenso anvertraut werden soll wie der von links her auf einer Schubkarre herangefahrene und gefesselte Patient, anscheinend ein Geisteskranker, für den der Quacksalber vielleicht noch ein Mittel bereit hat.

Diese Bilder der niederländischen Malerei weisen auf ein dunkles Kapitel der Heilkunde des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Zahl der an den Universitäten ausgebildeten Ärzte begann erst um diese Zeit allmählich anzusteigen, die meisten von ihnen ließen sich jedoch in Städten und größeren Ortschaften nieder; das flache Land war den oft sehr schlecht ausgebildeten Badern und Wundärzten überlassen. Vor allem aber die Quacksalber beuteten Dummheit, Aberglauben und dumpfes Mißtrauen gegen alle »Gelehrtheit« aus¹. Nur ein kleiner Teil dieser fahrenden Heilkundigen verfügte über ein

empirisch erworbenes Wissen, das mitunter heimlich in Familien weiter vererbt wurde, und zusammen mit der sogenannten Volksmedizin die Lücken in der medizinischen Versorgung der Landbevölkerung ausfüllen mußte².

¹ Th. Hampe, *Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit* (Monographien z. deutschen Kulturgeschichte 10), Jena 1902, S. 107.

² P. Diepgen, *Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur*, Stuttgart 1935, S. 94.

38. Die Fußoperation

Adriaen Brouwer, geb. Oudenaarde 1605 oder 1606, gest. Antwerpen 1638. Tätig in Haarlem, Amsterdam und seit 1631 in Antwerpen.

*Eichenholz, H. 28, B. 37. – Auf dem Schemel die Signatur AB. – Sammlung Remy van Haanen, Wien 1883. Stiftung B. Suermondt 1884. Kat. 1883, Nachtr. 1884, Nr. 168. – H d Gr III, 1910, S. 599, Nr. 35 erwähnt eine Wiederholung des Bildes in der Sammlung Schloß, Paris (abgeb. bei Bode, *Adriaen Brouwer*, 1924, Nr. 49). – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 67. – E.G. Grimme, *Das Suermondt-Museum, Aachen* 1963, Nr. 168, S. 294.*

Aachen, Suermondt-Museum



Baderstube

Eine naturalistische Studie, die in genrehafter Weise von der Tätigkeit eines Wundarztes im 17. Jahrhundert berichtet. In einem ärmlichen Zimmer mit plumpen Möbeln übt der Dorfbarbier seine Praxis aus, die Schusterkugel an der Decke und der als Arzneiküche dienende Nebenraum weisen darauf hin. Ein rothaariger Bauer hat seinen kranken Fuß auf eine Kiste gesetzt, der bucklige Bader kniet vor ihm und entfernt ein breites Pflaster vom Fußrücken, während eine Frau zusieht und auf dem Tisch ein Gefäß mit frischem Pflaster bereit hält.

Die Behandlung mit Pflastern, die mit einem wirksamen Medikament versehen waren, nimmt in der Tätigkeit der Bader und Wundärzte einen großen Raum ein. So wurde von ihnen verlangt, wie die Zunftordnung der Aachener Chirurgen aus dem Jahre 1701 vermerkt, im Zunftexamen, das vor den Stadtärzten und Zunftmeistern abgelegt wurde, »auch ein Diapalm und Oxicrocium emplastrum zu machen«¹.

¹ StA Samml. Schollen, Nr. 40.

39. Die hll. Cosmas und Damian

vom Altaraufsatz mit der Darstellung der Gregorsmesse. Hildesheim um 1525.



Im Mittelfeld des Altaraufsatzes die sog. Messe von Bolzano. Christus in der Tumba zeigt mit der Rechten auf seine Seitenwunde. Um den Altar vor der Tumba sind die vier großen Kirchenlehrer Gregorius, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus versammelt. Links von dieser Szene in kastenförmigen Nischen Maria und St. Cosmas, rechts Mutter Annaselbdritt und St. Damianus. Unter dem Mittelfeld die auf einen Ablass bezogene Inschrift: *quicunque devote septem orationes apostolicas coram Christi armis legerint et septem precēs et septem ave marie dixerint quociens id fecerint de indulgentia II milia annorum gaudebit.* – In den Nischenfeldern der Seitenflügel stehen in zwei Reihen übereinander die 12 Apostel.

Der Altaraufsetz wurde »von auswärts« für den 1449 geweihten Altar der Annakapelle erworben und steht heute in der Domschatzkammer.

Lit.: K. Faymonville, *Der Dom zu Aachen*, München 1909, S. 282, Fig. 131. – F. Stuttmann und G. von der Osten, *Niedersächsische Bildschnitzer des späten Mittelalters*, 1940, S. 36 ff. – E. Stephany, *Der Dom zu Aachen*, Mönchengladb. MCMLVIII, S. XIV und Anm. 42.

Aachen, Domschatz

40. Tod des hl. Josef

Niederrheinisch um 1530–1540.

Öl auf Leinwand, H. 64, B. 80. – Sammlung Moest 1905.

Lit.: *Gemäldekatalog des Suermondt-Museums*, Nr. 359.

Aachen, Suermondt-Museum.

Arztdarstellungen

Im frühen Mittelalter lag die Pflege der Wissenschaft ausschließlich beim geistlichen Stande, erst mit dem Aufblühen der Universitäten um 1200 bildete sich allmählich auch ein weltlicher Gelehrtenstand heraus. Die Vertreter der Medizin als einer der drei »oberen Fakultäten« waren verpflichtet, durch eine besondere Tracht auch nach außen hin den Gelehrtenstand zu repräsentieren. »Das Mittelalter, ganz im Gegensatz zu der auf Ausgleichung der Klassenunterschiede abzielenden Tendenz in unseren Tagen, verlangte, daß sich jeder Stand und Beruf schon durch sein Äußeres kundgeben sollte«¹. So zeigen denn auch viele Kunstwerke des 14. bis 16. Jahrhunderts den Arzt in der charakteristischen Tracht seines Standes: Rotes Barett, roter Talar und Mantel. In dieser Kleidung begegnen uns



vor allem die Schutzpatrone des ärztlichen Standes St. Lukas und das Brüderpaar Cosmas und Damian, die nach der Legende Ärzte gewesen sind. Die Verehrung der letzteren geht bis in das 5. Jahrhundert zurück. Als Attribute sind ihnen meist ein Arzneigeßäß mit Salbenspatel und ein Uringlas beigegeben. In der Reichsstadt Aachen hatten die Chirurgen (Wundärzte) die heiligen Cosmas und Damian zu ihren Patronen erwählt und feierten daher den 27. September als Festtag ihrer Zunft.

Auf dem Gemälde »Tod des hl. Josef« trägt der Arzt die vornehme, feierliche Tracht der medizinischen Gelehrten. Die Linke hat das Uringlas hoch gegen das Licht gehoben, denn die Uroskopie (Harnschau) der antiken Medizin war in der traditionsfreudigen Medizin des Mittelalters vor allem unter arabischem Einfluß zu einer spekulativ-diagnostischen Methode ausgebaut worden, die neben der Pulslehre eine unverdient wichtige Stellung einnahm. So ist auf dem Grabstein eines im Jahre 1450 gestorbenen Frankfurter Arztes das Uringlas als Berufszeichen nachzuweisen².

Die Schutzheiligen Cosmas und Damian sind auch auf dem Siegel der Aachener Chirurgenzunft um 1700 dargestellt, sie tragen hier die Kleidung ihrer Zeit. Beide halten mit der einen Hand einen halbrunden Schild, der den Stadtadler trägt, mit der anderen ihr Attribut, Uringlas und Salbenspatel. Eine besondere Berufstracht gab es zu dieser Zeit nicht mehr, sie verschwand im Laufe des 16. Jahrhunderts. Die Umschrift lautet Sigillum + Chirurg. + Aquens., das Siegel findet sich auf einem Mandat für einen Anwalt vom 30. Jan. 1727³ (s. Abb. S. 213).

Auch die »Gregorsmesse«, ein Schnitzaltar aus dem frühen 16. Jahrhundert, zeigt Cosmas und Damian in der Gelehrtenracht und macht durch ihre Attribute als Vertreter des Arztstandes kenntlich (Abb. S. 241).

¹ E. Reicke, *Der Gelehrte*. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte 7), Leipzig 1900, S. 52.

² O. Feis, *Uringlas als Zeichen eines Arztes auf einem Grabstein*. Sudhoffs Archiv 14 (1923), S. 128.

³ Stadtarchiv Aachen, RKG-Akten Nr. A 160.

41. Maria in der Hoffnung

Meister des Bamberger Altars (Benannt nach dem Bamberger Altar von 1429 im Münchener National-Museum).

Kiefernholz, H. 106, B. 42. – Oben und unten beschritten. Bruchstück zu einer Heimsuchungsdarstellung von einem Marienaltar aus Langenzenn. (Zugehörigkeit zu diesem Altar, zu dem Gebhardt [Die Anfänge der Tafelmalerei in Nürnberg, in: Studien z. dt. Kunstgesch. H. 103, Straßburg 1908, S. 51 ff.] bereits vier Fragmente nachgewiesen hatte, von Zimmermann erkannt auf der Ausstellung

Nürnberger Malerei 1350 bis 1450, Nürnberg 1931). – Erworben 1911 im Aachener Kunsthandel. Ehemals Erfurt, Sammlung Clemens-Lagemann. Vorher Aachen, Sammlung Franz Vossen. – Katalog der kunstgewerblichen Ausstellung zu Erfurt 1903, »Fränkische Schule um 1450«. – Aachener Kunstblätter IV/VI, 1911, S. 79, Abb. 78. – Katalog der Ausstellung Nürnberger Malerei 1350 bis 1450, Nürnberg 1931, Nr. 45e. – A. Stange, *Deutsche Malerei der Gotik, IX, Franken, Böhmen und Thüringen-Sachsen in der Zeit von 1400 bis 1500*. München und Berlin 1958, S. 15. – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 304. – E. G. Grimme, *Das Suermondt-Museum, Aachen 1963*, Nr. 129, S. 240 ff.

Aachen, Suermondt-Museum



Die »Maria in der Hoffnung« im französischen Schrifttum *Vierge ouverte* genannt, ist eine symbolische Darstellung der Schwangerschaft, also der künstlerische Versuch, das Heilsgeschehen der Inkarnation im Bilde auszudrücken¹. Von der anatomischen Realität wird hier abstrahiert, der Nimbus der Leibesfrucht und die umgebende Mandorla überstrahlen ganz das physische Geschehen.

¹ M. Pouliot, *A propos d'une »vierge ouverte« du Musée de Chièvre à Poitiers*. *Aesculape* 21 (1931) 21–24.

42. Lob des Herings

Josef de Bray, Sohn des Salomon, Bruder des Jacob und des Jan de Bray, gest. 1664 in Haarlem.

Eichenholz, H. 67, B. 49. – Auf der Messerklinge links: Jo: Bray 1657 (der Name schwer leserlich). – Sammlung Jacob de Vos jr., Amsterdam 1883, Stiftung B. Suermondt 1883. – Im Katalog von 1883 Nr. 15 noch dem Jan de Bray zugeschrieben, dem auch Wurzbach noch das Dresdener Bild gab (Gleiche Darstellung, datiert 1636), da man damals dessen Signatur Joh. Bray las, heute aber Jos. Bray liest (Dresdener Katalog von 1912). Bredius (Thieme-Becker IV, 1910, S. 555) gibt beide Bilder dem Josef de Bray.

Lit.: W. Bernt, *Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts*, 4. Bd., München 1962, Nr. 39 m. Abb. – G. Rudolf-Hille, *Die Dresdener Gemäldegalerie*, München 1960, S. 119. – *Gemäldekatalog des Suermondt-Museums*, Nr. 63. – E. G. Grimme, *Das Suermondt-Museum*, Aachen 1963, Nr. 157, S. 277 f.

Aachen, Suermondt-Museum



Medizinischer Aberglaube

Die medizinische Bedeutung dieses Stillebens geht über die Absicht des Malers hinaus, nur den gedeckten Tisch seiner Zeitgenossen im Bilde festzuhalten; wir wissen vielmehr, daß der Hering im Volksmunde geradezu den Ehrennamen »Gesundmacher«

führte¹. Die Medizin des 17. Jahrhunderts befaßte sich mit den Vorzügen dieser Nahrung, wie aus einem lateinischen Gedicht »Halecis salsati Vires« hervorgeht, das von einem Arzt des genannten Jahrhunderts verfaßt wurde und mit zahlreichen Fachausdrücken die gesundmachende Wirkung des Heringfleisches rühmt². So wird er einem Antidotum theriacatum gleichgesetzt, in Haupt und Brust trocknet er die schleimigen Körpersäfte (phlegma), wirkt harntreibend und günstig auf die Darmfunktionen. Selbst der bekannte holländische Arzt Niclas Tulpus, den Rembrandt in seiner berühmten »Anatomie« und den der Maler Nicolaas Elias (1590–1656) in einem prächtigen Einzelporträt darstellte³, hat sich mit der Heringsnahrung beschäftigt⁴ und erklärt, daß man in seiner Heimat glaube, die Krankheiten verschwänden vor den Heringen wie die Nebel vor der Sonne. Die Geschäfte der Ärzte gingen nie schlechter als zur Zeit des Erscheinens der Heringszüge. M. Z. Boxhorn, Professor an der Universität in Leiden, hat das lateinische Gedicht frei ins Holländische übertragen unter dem Titel: Lof-dicht von de pekel-haring⁵. Die ernährungsphysiologische und hygienische Seite hatte schon 1603 Caspar Schwenckfeld erkannt: Die Meeresfische seien viel gesünder als die Süßwasserfische, »und solches wegen des Saltzes, welche die übrige Kälte und Feuchtigkeit in den Fischen verzehret, ein fein hart Fleisch machet und sie vor dem Faulen bewahret«⁶.

Neben diesen ernstzunehmenden Urteilen von Ärzten des 17. Jahrhunderts finden sich außerdem zahllose, abergläubische Vorstellungen, die stellenweise noch bis auf den heutigen Tag in gewissen Gegenden wirksam sind. So galt der mit Kopf, Gräten und Schuppen gegessene Hering als Fiebermittel im 18. Jahrhundert; er sollte, innerlich oder äußerlich angewendet, gegen Gelbsucht, Husten, Bisse von Hunden und Schlangen und gegen Würmer wirksam sein. Heringsrogen wurden gegen Gonorrhöe eingenommen⁷.

¹ P. Neucrantz, *De Haringo exercitatio medica*. Lübeck 1654, S. 64.

² Vgl. hierzu K. Jagow, *Der Hering im Volksglauben und in der älteren Forschung*. Arch. f. Fischereigeschichte 1915, H. 6, S. 213–247.

³ E. Holländer, *Die Medizin i. d. klass. Malerei*. Stuttgart 1923, S. 61 und 62.

⁴ Nic. Tulpus, *Observationes medicae* II. Amsterdam 1641, S. 135.

⁵ M. Z. Boxhorn, *Tooneel ofte Beschrijvinghe des Landts, ende Steden van Hollandt ende West-Vriesland*. Amsterdam 1634, S. 37 f. — Dieses Werk ist nach Jagow (a.a.O. 239 A 1) eine Übersetzung, die der Verfasser von seinem lateinisch geschriebenen Buch herausgab: *Theatrum sive Hollandiae comitatus et urbium nova descriptio*. Amsterdam 1632 (vgl. Jagow a.a.O., S. 238 A3).

⁶ C. Schwenckfeld, *Theriotropheum Silesiae*. Liegnitz 1603, S. 452, zit. b. Jagow a.a.O., S. 237 A1.

⁷ H. Bächtold-Stäubli, *Handb. d. dtsch. Aberglaubens*. III. Berlin-Leipzig 1930/31, S. 1775 f.

43. Mosaikbild des hl. Nikolaus, 10.Jh.

9. – 10. Jh. Rahmen aus dem Anfange des 13. Jh. – H. des Brustbildes 22, B. 16,5. Die herausgefallenen Pasten sind durch Farbe ersetzt worden. Der Heilige ist in steifer Frontalstellung als Kirchenlehrer dargestellt. Er hält in der Linken ein Buch und segnet mit der Rechten in griechischer Weise. Rote Kreuze zieren die Halsborte seines Palliums. Zu beiden Seiten des Goldnimbus die von oben nach unten laufende griechische Inschrift: O ATIOC NICO AOC.

Schon Caesarius von Heisterbach (c. 1180 – c. 1240) hat dieses Mosaikbild beschrieben (Caesarii Heisterbacensis monachi ordinis cisterciensis dialogus miraculorum. *DISTINCTIO VIII, cap. LXXVI, ed. Jos. Strange, Coloniae etc., 1851, II, p. 144: In Porceto monasterio, quod iuxta Aquisgrani situm est, tabula cubitalis est, imaginem beati pontificis Nycholai... quam beatus Gregorius... primus abbas atque fundator, illuc advexit... Est autem eiusdem imaginis facies oblonga et exesa, multae gravitatis et reverentiae. In fronte calvities, capilli tam capitis quam barbae candidae canitie. Nuper vero monachis cedentibus, sanctimoniales ordinis nostri cum tabula locum receperunt. Vgl. dazu A. Kaufmann, i. d. Niederrhein. Ann., XLVII, 1888, S. 33). Um das Mosaik legte man im Jahre 1706 die schmalen Silberstreifen. Das Bild wurde im Jahre 1854 durch den Kölner Künstler Joh. Anton Ramboux erneuert (Pfarrarchiv, Handschriftl. Inventar, S. 173).*

Die Verehrung des wundertätigen Bischofs von Myra war zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Anlaß zu der Rahmung der kostbaren Ikone. Ein 5 cm breites Silberband mit punzierten Ornamenten und Nielloinschriften umzieht das Bildfeld. Quadratische Felder mit Bergkristallen und Amethysten (Fassung teilweise erneuert) betonen die Ecken. Rundmedaillons mit den Evangelistensymbolen in Niellotechnik, die wohl ursprünglich aus einem anderen Zusammenhang stammen, markieren die Mitte der vier Seiten und bilden dadurch die Form eines Kreuzes. Das untere Rahmenband ist mit Reliefszenen aus der Legende des hl. Nikolaus geschmückt. Links erblickt man zwei Diebe, die mit einem Sack und einer Geldkiste davoneilen, während ein Mann im Innern des Hauses ein Bild züchtigt. Auf der anderen Rahmenseite veranlaßt ein Bischof die Diebe zur Rückgabe des gestohlenen Gutes.

Über den unteren Eckstücken der Rahmenleisten erscheinen unter rundbogigen Baldachinen die reliefierten Brustbilder des Gründers und des ersten Abtes von Burscheid. Sie sind im Halbprofil gegeben und haben die Hände betend erhoben. Beide

tragen eine Glockenkasel, die an den Armen gerafft ist. Die Rahmenreliefs sind dem Stil des ersten Marienschreinmeisters verwandt und scheinen in seiner Werkstatt entstanden zu sein. Die vier Rundmedaillons in Niellotechnik lassen sich in den Werkstattumkreis der Bodenplatten des Barbarossaleuchters einordnen. Sie sind aus einem anderen Zusammenhang, wahrscheinlich einem Buchdeckel, entlehnt und auf dem Ikonenrahmen wiederverwandt. Auf dem Rahmen die auf diese Legende sich beziehende unvollständige Inschrift in Niellotechnik:

SVBLATA. REFERRE... CREDITA. TO L V NT VR S' CVNVTA. DE. HI N C. REFERVNT VR R/. LEN NICOLAS S// LEND V... ONA P ER Q VEM S IT N OSTR A. DEO... PLACAT. DEVO. // CIO. SVQ... EVIRTV // TVM // . (vgl. F. X. Kraus, *Christliche Inschriften II.*, S. 233. – Maier, s.u., S. 55). Auf dem inneren schmalen Rahmenstreifen aus Silber: *RENOVATUM 1706.*

Literatur: P. à Beeck, *Aquisgranum*, 1620, p. 237. Deutsche Übersetzung von P. St. Kätzeler, *Des P. à Beeck Aquisgranum*, Aachen 1874, S. 326. – Joh. Noppius, *Aacher Chronick*, 1632, I, S. 144. – *Organ für christl. Kunst*, XV, 1865, S. 261. – E. Müntz, *Les mosaïques byzantines portatives: Bull. monum.*, LII, 1886, p. 236. – Fr. Bock, *Die Reliquienschatze der ehem. gefürsteten Reichsabteien Burscheid und Cornelimünster usw.*, Köln und Neuß, 1867, S. 17 mit Abb. – Fr. Bock, *Griechisches Mosaikbild des hl. Nikolaus von Myra*, in *den Eschweiler Beiträgen I*, S. 84–88, mit Abb. –



DALTON, *Byzantine art and archaeology*, p. 433. – Laroche, *Iconographie de s. Nicolas: Revue de l'art chrét.*, IV 2, 1891, p. 104 mit Abb. nach Bock, a.a.O. – F. X. Kraus, *Die christl. Inschriften*, II. S. 232. – *Katalog der Ausstellung f. christl. Kunst, Aachen 1907*, S. 78. E. Podlech, *Die wichtigeren Stifte, Abteien und Klöster i. d. alten Erzdiöcese Köln*, 1912, II, S. 49. – A. R. Maier, *Der Kirchenschatz der ehem. Abteikirche St. Johann inurtscheid: Aachener Kunstblätter*, IX–X, 1916, S. 53, Abb. 52. – H. Schnock, i. d. *Aachener Zs.* XL, 1918, S. 326. – *Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Stadt Aachen, II. Die Kirchen*, bearb. von K. Faymonville, Düsseldorf 1922, S. 260 f., Fig. 120. – *Ausstellungskatalog, Die großen Jahrhunderte der Aachener Goldschmiedekunst, Aachen 1962*, S. 50 f. (Nr. 9).

Aachen-Burtscheid, ehem. Abteikirche St. Johann

Hl. Nikolaus als Patron der Wöchnerinnen

Der Aachener Chronist Johann Noppius erwähnt in seiner 1632 gedruckten Chronik »die Bildnuß deß H. Nicolai, welche der H. Gregorius von weitem dahin bracht / weil Gott der Herr dardurch vnder Glaubigen / vnd Vnglaubigen viel Wunder und Miraculen gewürckt hat. Welche Bildnuß oder Gemäht annoch daselbst im Kloster vorhanden / vnd sehr wunderbarlich anzusehen ist«¹. Der Nikolauskult fand nördlich der Alpen zuerst im 10. Jahrhundert Eingang, wahrscheinlich wurde er durch die griechische Prinzessin Theophano, Gemahlin Kaiser Otto II., nach Deutschland gebracht und breitete sich im 11. Jahrhundert im ganzen Abendland aus. Die Verehrung gründete sich auf einen Legendenkreis: Die Rettung Myras aus Hungersnot, die Erweckung dreier ermordeter Schüler zum Leben, die Besenkung dreier armer Jungfrauen mit einer Aussteuer, die Rettung der Schiffer aus Seenot. Von diesen Legenden leiteten sich die Attribute des Heiligen ab, drei goldene Äpfel oder Kugeln oder Brote, drei Kinder in einer Kufe zu seinen Füßen und schließlich ein Anker².

Die Rettung der Kinder gab auch Anlaß zur Verehrung des hl. Gregorius, des ersten Abtes der Abtei Burtscheid; noch zu Lebzeiten des Chronisten Noppius wurde Gregors Grab ein Ort der Heiligenanrufung bei Erkrankung von Kindern: »Seithero biß auff heutige Stundt ist S. Gregorij Grab dieser Orten berühmt geblieben / vnd tragen die Elteren ihre krancke Kinder dahin / legen sie vber sein Grab / vnd erhalten also deren viel durch die Barmhertzigkeit Gottes... gewünschte Leibs Gesundheit«³. Man sah in St. Gregor den Vermittler zum hl. Nikolaus, dem Helfer der Kinder. Das Kind ist auch Mittelpunkt einer weiteren Legende, wonach der hl. Nikolaus einem Eltern-

paar das verlorene Kind wiederschenkte; von hier aus wurde er wahrscheinlich auch Patron der Kinderlosen, denen er Kindersegen erwirkte⁴. In der weiteren Entwicklung dieser Vorstellungen kam es zu der Meinung, daß der hl. Nikolaus den Gebärenden Beistand leiste⁵. So entstand auch der Brauch in Burtscheid, das Mosaikbild des Heiligen in den Wohnungen der Gebärenden aufzustellen⁶.

¹ J. Noppius, *Acher Chronick*. Cölln 1632, S. 144.

² Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, hrsg. von H. Bächthold-Stäubli und E. Hoffmann-Krayer VI., Berlin-Leipzig, S. 1087.

³ Noppius, a.a.O., S. 145.

⁴ Handwörterbuch d. dtsh. Aberglaubens, S. 1087.

⁵ Caes. Dialog. 8, 76.

⁶ A. Brecher, *Die kirchliche Reform in Stadt und Reich Aachen v. d. Mitte d. 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts*. Münster/W. 1957, S. 295.

44. Ziborienmonstranz

Kupfer vergoldet, H. 58,5

Hans von Reutlingen, Aachen, um 1510

Die Seitenflächen mit Bildgravuren der hll. Mutterannaseldritt, Margareta, Katharina, Rochus, Barbara und Laurentius. An den seitlichen Strebepeilern Figürchen der hll. Georg und Sebastian. Unter dem bekrönenden Baldachin ein gegossenes Figürchen, Maria mit dem Kinde darstellend.

Im Gesamtaufbau, dem Figurenstil und der ornamentalen Durchgestaltung wird man in allen Details auf das Werk Hans von Reutlingens verweisen. Auf ihn deutet das üppig Wuchernde der architektonischen Formen und die seltsame Zwie-spältigkeit des Figurenstils, in dem sich zwei Gruppen unterscheiden lassen: eine ältere niederrheinische der 80er Jahre des 15. Jahrhunderts und eine niederrheinisch-brabantisch orientierte, wie sie für den Beginn des 16. Jahrhunderts charakteristisch ist. Das Ostensorium aus Hl. Kreuz ist vermutlich für die Julianskapelle gearbeitet worden und gehört stilistisch zu einer Gruppe von Monstranzen Hans von Reutlingens und seiner Werkstatt, deren prägnanteste Vertreter – die Monstranzen in den kath. Pfarrkirchen in Hambach (Kr. Jülich) und Frelenberg (Kr. Geilenkirchen) – im letzten Krieg zerstört wurden.

Lit.: Ausstellungskatalog, Die großen Jahrhunderte der Aachener Goldschmiedekunst, Aachen 1962, Nr. 45, S. 122, m. Abb.

Aachen, Pfarrkirche Hl. Kreuz

Rochus und Sebastianus

Unter den vom Künstler dargestellten Heiligen haben drei als Schutzpatrone gegen ansteckende Krankheiten zu gelten: St. Georg gegen den Aussatz – besonders in Norddeutschland –, St. Sebastian

und St. Rochus gegen die Pest. Der letztere in einer der sechs Bildgravuren weist auf die Pestbeule an seinem linken Oberschenkel.

45. Sebastianusreliquiar

Das Armreliquiar enthält den Teil eines menschlichen Speichenknochens (radius antibrachii), der als Reliquie des hl. Sebastianus gilt¹. H. E. Sigerist wies darauf hin², daß die Verehrung des antiken Heilgottes Apollo im 7. Jahrhundert n. Chr. in die des hl. Sebastianus übergang. Das Umdenken von heidnischen in christliche Vorstellungen verwandelte das Bild des Lichtgottes in die strahlende Gestalt des jugendlichen römischen Hauptmanns. Auch das Pfeilmotiv, ein archetypisches Symbol, wurde beibehalten; allerdings vollzieht sich durch die Verchristlichung der Symbolik ein Wandel der Sinngebung. Während Apollo, der nicht nur heilen sondern auch töten kann, seine verhängnisvollen Pfeile in die Reihen der Achäer sendet und unter ihnen damit die »Pest« hervorruft, nimmt Sebastianus die Pfeile auf sich und wird so zum Schutzheiligen gegen die Seuche. Sigerist machte auch darauf aufmerksam, daß bei vielen Sebastianusdarstellungen in der Kunst die Pfeile den Märtyrer an jenen Körperstellen treffen, wo sich bekanntermaßen die Pestbeulen einzustellen pflegten: am Hals, in der Achselhöhle und in der Leistenbeuge. Oft wird ein vierter Pfeil als Todespfeil in der Herzgegend angebracht⁴.

Das Armreliquiar spielte bei den großen Pestepidemien des 17. Jahrhunderts eine Rolle; bei der schweren Epidemie 1625 wurde es in einer Bittprozession durch die Straßen getragen, zusammen mit der Capsula Laurentii, eines Heiligen, der ebenfalls gegen Seuchen angerufen zu werden pflegte. Noch bei der letzten großen Pestpandemie 1720, die allerdings nicht nach Aachen vordrang, wurde das Armreliquiar in einer Prozession mitgeführt³.

¹ abgeb. in Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Stadt Aachen II. Die Kirchen, Düsseldorf 1922, S. 30, Tf. 15 I.

² H. E. Sigerist, Sebastian-Apollo. Arch. f. Geschichte d. Medizin 19 (1927), S. 301–317.

³ H. Gatzweiler, Das St.-Adalbertstift zu Aachen. ZAGV 51 (1929), S. 258.

⁴ Die medizinhistorische Bearbeitung dieser Frage soll Gegenstand einer besonderen Untersuchung werden.

Aachen, Pfarrkirche St. Adalbert

46. Stiftungsdenkmal des Dr. phil. et med. Nikolaus Wilhelm Beckers, Freiherr von Walhorn (1688)

Die Mitte des Denkmals bildet ein helles Marmorrelief. Es zeigt den Verstorbenen in einer weiten Landschaft kniend, den Blick in den geöffneten Himmel gerichtet, wo die Muttergottes von der hl.

Dreifaltigkeit die Krone empfängt. Darüber halten zwei Putten das Familienwappen; darunter der Spruch: PRO CAESARE AC REGE CATHOLICO VINCERE AUT MORI. Die Nischen des Rahmenwerkes sind leer. Die an ihrem Sockel angebrachten Namen deuten auf die nicht mehr vorhandenen Figuren der hhl. Nikolaus und Wilhelm, der Namenspatrone des Stifters. Unten trägt die von Putten gehaltene Muschel die Inschrift:

Diesen Altar hat zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit und Himmel Königin Mutter Gottes Mariae aufgerichtet, wie auch auf denselben vor seine seiner befreunden und allen Abgestorbenen christglaubigen Seelen, deren keine sonderbare Gedechtnus auf Erden gehalten wird, alle Tage auf ewig ein Seel Messe gestift der wohlgebohrner und hochgelehrter Herr Nicolaus Guilielmus Beckers Baron von Walhorn, des Allerdurchleuchtigsten Römischen Kayzers Leopoldi Primi Rath und Medicus, dem Gott gnedig und barmherzig sei.

Anno 1688.

Lit. E. Pauls, Dr. N. Wilhelm Beckers... in: *Eupeuer Zeitung*, 1878, Nr. 31–34. – *Aachener Post*, 1892, Nr. 100. – R. Pick, *Aus Aachens Vergangenheit*, Aachen 1895, S. 502. – A. Schmidt, *Nikolaus Wilhelm Beckers, Freiherr von Walhorn*, in: *Eifelvereinsblatt*, VIII, 1907, S. 84–88. – *Die Kunstdenkmäler der Stadt Aachen, die Kirchen der Stadt Aachen*, bearb. von K. Faymonville, Düsseldorf 1922, S. 94.

Aachen, St. Katharina
(Ehemaliges Augustinerkloster)

Die Rolle, die die Leibärzte hoher Persönlichkeiten in früheren Jahrhunderten gespielt haben, ist sehr mannigfaltig gewesen und reichte von der gesundheitlichen Betreuung bis zu einem oft entscheidenden Einfluß als persönliche Berater. Der »Arzt im Schatten der Macht« bietet hier ein Analogon zum Beichtvater an Königs- und Fürstenhöfen, die historische Erforschung ihrer Wirksamkeit vermittelt manche wichtige Einzelheit und manchen Einblick in die Zusammenhänge geschichtlicher Ereignisse.

Dem Leibarzt Nikolaus Wilhelm Beckers von Walhorn hatte das Schicksal einen besonderen Auftrag zugeordnet: der im Jahre 1664 zum Hofarzt und 1675 zum Leibmedikus und Rath Ernannte sollte für den zweimal verwitweten Kaiser Leopold I. als Brautwerber eine dritte Gemahlin aussuchen. Karl Franz Meyer, der Aachener Chronist berichtet¹ darüber, daß der Kaiser »sich die durchlauchtigste Eleonora Magdalena Theresia, Tochter des Herrn

Pfalzgrafen am Rhein und nachherigen Kurfürsten, zur dritten Braut auf dessen (sc. des Leibarztes Beckers) Versicherung wählte, da er unter allen je von im gesehenen Prinzessinnen an dieser die gewissten Zeichen der Fruchtbarkeit wahrgenommen hätte; gleich denn auch der Erfolg also eintraf und der Himmel dißmal dem allerdurchlauchtigsten Erz-Hause neue Erben schenkte, unter welchen Josef der erstgeborene Prinz war«². In den Wiener Universitätsakten³ wird die erfolgreiche Reise des Leibarztes ausdrücklich als Grund für seine Nobilitierung bezeichnet: »Erat autem itineris huius finis ut huic glorioso caesari sponsam eligeret ex qua successio speraretur«. Die vom Leibarzt erkorene Prinzessin wird hier als »nympha foecunda« bezeichnet⁴, »quae pluribus plantis et prolibus caesaream domum et Austriacum sanguinem beavit et in successionem restituit«. Beckers von Walhorn wird legatus medicinalis genannt, dessen Wirken Gott gesegnet habe, als er die richtige Braut »pro thalamo caesareo« aussuchte.

Die Nobilitierungsurkunde⁵ vom 9. April 1682 rühmt die militärischen Taten seiner Vorfahren und seine eigenen Verdienste um das Kaiserhaus. Nikolaus Wilhelm Beckers, in dem Ort Walhorn des Herzogtums Limburg im Jahre 1630 geboren, hatte nach dem Gymnasialbesuch mehrere ruhelose Jahre als Soldat und als Reisebegleiter verlebt, hatte bei Lens, Gräveling, Cambrai und Dünkirchen mitgekämpft und schließlich das Studium der Medizin in Padua, Rom und Wien aufgenommen. In Wien heiratete er eine reiche Erbin und fand Eingang bei Hof, wo er bald eine glanzvolle Laufbahn begann. Bei seiner Erhebung in den Freiherrenstand erhielt er das Adelsprädikat eines Barons von Walhorn⁶. Bei der ärztlichen Behandlung des Königs von Dänemark, mehrerer Kurfürsten und anderer regierender Herren wurde er als Konsiliarius zugezogen; seinen kaiserlichen Herrn begleitete er in der Eigenschaft als Leibarzt und vertrauter Berater auf ausgedehnten und beschwerlichen Reisen, besonders während der Türkenkriege. Am 25. Juli 1683, also in den schweren Tagen der Belagerung von Wien, schrieb er in einem Brief aus Passau: Vincendum pro Christianitate aut moriendum. Vienna enim deperdita periculosa stabit tota Christianitas⁷.

Im Jahre 1677 gab er ein medizinisches Werk heraus, das den Titel trug *Florilegium Hippocraticum ac Galenicum*. Es stellte eine Auswahl der wichtigsten Gedankengänge dieser beiden antiken Ärzte dar und rechtfertigte seine bei der Nobilitierung gewählte Devise *Literis et armis pro Caesare ac Rege Catholico vincere aut mori*.

Beckers von Walhorn, der kinderlos starb, hat sowohl seiner Heimatpfarre Walhorn als auch der Augustinerkirche St. Katharina in der Pontstraße zu Aachen Stiftungen noch zu Lebzeiten gemacht. Er starb zu Wien im Jahre 1705. Am 15. März heißt es in den Totenschauprotokollen: Der Wohlgeborene H. Nicola Wilhelm Beckers, Freih. von Walhorn, des Heil. R. Reichs Ritter der Herrschaft Schönkirchen der Römisch Kayser. Majest. Rat und Protomedicus in seiner Behausung auf der Brandstatt ist Alters auch Brust und Lungenkathar beschaut, alt 76 Jahre«⁸.

¹ K. F. Meyer, Aachensche Geschichte. Aachen 1781. S. 682.

² Die Habsburger schickten mehrfach ihre Leibärzte als Brautwerber, so auch Garelli, der in Braunschweig um die Mutter Maria Theresias zu werben hatte (Frdl. Mitteilung von Frau Prof. Dr. Dr. Erna Lesky, Wien).

³ Acta facultatis medicae universitatis Vindobonensis Tom VI. 1677–1724. Wien 1912, S. 56.

⁴ ebenda.

⁵ Entwurf im Österreichischen Staatsarchiv, Wien. Reichsakten.

⁶ ebenda.

⁷ Originalbrief im Besitze von Herrn Wilhelm Steins, Verviers.

⁸ Totenschauprotokolle der Stadt Wien vom 15. 3. 1705. Fdl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Viktor Gielen, Raeren. Vgl. auch E. Schmitz-Cliever, Der kaiserliche Leibarzt Nikolaus Wilhelm Beckers Freiherr von Walhorn (1630–1705). Sudh. Arch. 49 (1965) 311–314.

47. Porträt des Rütger Linden (1598 – 1642)

Sein Name ragt in der Geschichte der Irrenfürsorge deshalb besonders hervor, weil unter seiner Leitung – er war von 1633 bis 1642 Rektor des Alexianerklosters – der schon vorher geübte Brauch der Alexianer in den Vordergrund trat, die Geisteskranken nicht nur ambulant in ihren Wohnungen zu betreuen, sondern auch stationär in das Kloster aufzunehmen. Wenn der Rat der Stadt am 24. Januar 1630 anordnete, daß im städtischen Bürgerhospital auf dem Radermarkt keine »Unsinnigen« aufgenommen werden durften¹, so wird man in der zeitlichen Koinzidenz dieses Ratsediktes mit der Initiative des Bruders Rütger Linden keine Zufälligkeit erblicken: Linden hat durch das Eingreifen seiner Genossenschaft der Stadt die Schande erspart, daß auch hier eines der damals üblichen »Tollhäuser« oder »Narrentürme« errichtet wurde². Seine Tat eilte der allgemeinen Entwicklung der Irrenpflege um zweihundert Jahre voraus.

Das aus dem Jahre 1628 stammende Porträt zeigt in natürlicher Größe einen 32-jährigen Mann mit Haar- und Barttracht seiner Zeit, er trägt das schwarze Habit seiner Genossenschaft, wie es im wesentlichen auch heute noch üblich ist. Die Rechte hält einen Rosenkranz, die Linke ruht auf einem Totenschädel. In der rechten Bildhälfte ist ein Kruzifix und eine Sanduhr dargestellt. Die Allegorie der verrinnenden Zeit und des Todes gilt der ersten Daseinsaufgabe des Ordens, der sich seit den Tagen



des Schwarzen Todes in der Mitte des 14. Jahrhunderts der Pflege der Kranken und Sterbenden und der Beerdigung der Toten gewidmet hatte. In der linken oberen Ecke des Gemäldes ist das Wappen Rütgers, eine Linde, abgebildet mit der Inschrift B(ruder R(ütger) L(inden), außerdem die Signatur »aetatis suae 30«.

¹ StA Hs 265.

² Vgl. hierzu S. 207 sowie E. Haisch, Irrenpflege in alter Zeit. Ciba-Zschr. (Wehr) 8 (1959), 3142–3171 — D. Jetter, Geschichte des Hospitals. Sudhoffs Arch. Beiheft 5, S. 117 f. — Über das Irrenwesen im islamischen Kulturkreis des Jahrhunderts s. E. Püschel, Geistesranke in der Türkei zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Sudh. Archiv 50 (1966), S. 205–206.

Aachen, Alexianerkloster

48. Porträt des Arztes Gerhard Reumont (1765–1828)

Über Leben und Werk dieses bedeutenden Arztes ist an anderer Stelle ausführlich berichtet worden¹. Nur wenn man das erschreckende Ausmaß der Blatterepidemien früherer Jahrhunderte ermißt, kann man das Verdienst Gerhard Reumonts für die Heilkunde voll würdigen. Denn auch nach der genialen Entdeckung des englischen Arztes Edward Jenner (1749–1823), war es keineswegs eine Selbstverständlichkeit, daß seine Erkenntnisse nunmehr auch allgemein zu praktischen Maßnahmen geführt hätten. Jenner und seine Schüler und Anhänger, unter ihnen auch Reumont, haben gegen zahlreiche Gegner zu kämpfen gehabt, eine weltweite Diskussion entbrannte über die Problematik, die sich aus den klinischen und immunbiologischen Fakten der Schutzpockenimpfung ergeben hatte. Nach Reumonts Tode bröckelte die Begeisterung über

die geniale Tat Jenners auch in Aachen mehr und mehr ab, in immer stärkerem Maße wurde die Schutzimpfung vernachlässigt oder gar boykottiert, die Zahlen der Geimpften wurden immer kleiner und die Gefahr der alten Volkskrankheit, der Pocken, erhob immer dreister ihr Haupt. Erst mit dem Impfgesetz des Jahres 1874, das den Impfwang einführte, erfüllte sich die Hoffnung Reumonts, die er vor seinem Tode gehegt hatte, nämlich die Zahl der Immunisierten so groß zu machen, daß eine Epidemie nicht mehr ausbrechen konnte, und daß bei einer Einschleppung nur einige Individualerkrankungen möglich waren².

Wenn Reumont, der 1793 Doktor der medizinischen Fakultät zu Edinburg geworden war, nachdem er in Bonn und Paris studiert hatte, vom Jahre 1801 ab die Erkenntnisse Jenners so erfolgreich in Aachen verwirklichen und die Methode seines englischen Lehrers so konsequent anwenden konnte, so verdankte er das der Aufgeschlossenheit der französischen Regierung und der Medizinalgesetzgebung im damaligen Roerdepartement, dessen Hauptstadt Aachen war. Reumont war Mitglied des Jury médical, in dessen Händen die Gesundheitsführung des Departements lag. Napoleon selbst förderte die Schutzimpfung mit allen Mitteln. Und auch die preußische Regierung, die die Verdienste der französischen Gesundheitsgesetzgebung sehr wohl zu würdigen wußte, unterstützte Reumont nach 1815 in seinen Anstrengungen.

Das Porträt des Arztes Gerhard Reumont läßt in einer Art Allegorie diese Grundgedanken anklingen: Der in feierliches Schwarz gekleidete Arzt und Gelehrte der »Goethezeit« hält in der Hand das epochemachende Buch von Edward Jenner über die Kuhpocken, das dieser 1798 veröffentlicht hatte. Vor ihm auf dem Tisch liegt ostentativ aufgeklappt das Etui mit der Medaille, die Kaiser Napoleon dem Aachener Arzt in Anerkennung seiner Verdienste für die Bekämpfung der verbreitetsten aller Volksseuchen verliehen hatte. Und auf dem Bücherbord im Hintergrund stehen Lehrbücher in englischer Sprache. So wird in diesem Gemälde noch einmal die große, über nationale Grenzen hinausweisende Idee der Humanitas sichtbar, der Gerhard Reumont sein Lebenswerk gewidmet hat.

¹ E. Schmitz-Cliever, Gerhard Reumont (1765–1828). In: Rheinische Lebensbilder 2 (1966), S. 143–158.

² E. Schmitz-Cliever, Der Arzt Gerhard Reumont und die erste Schutzpockenimpfung im Rheinland. Sudh. Arch. 41 (1957), S. 219.

³ Alfred v. Reumonts Jugenderinnerungen. Annalen d. Histor. V. f. d. Niederrhein 77 (1904).

Eine Wiedergabe des Porträts s. E. Schmitz-Cliever, Die Heilkunde in Aachen, 1963, Abb. 23.

Aachen, Couvenmuseum

49. Bildnis des Dr. med.

Joh. Wilh. Josef Bardenhewer

Joh. Bapt. Jos. Bastiné, geb. 1783 zu Löwen, gest. Aachen 1844. 1804 nach Paris, Schüler von David, gleichzeitig mit Ingres. Ab 1811 Aachen. Hier seit 1814 Zeichenlehrer am Gymnasium, wo Rethel sein Schüler war.

In schwarzem Frackanzug, mit polnischem Wladimir-Orden, nach rechts gewandt, sitzt er auf einem leuchtend rot bezogenen Sessel an einem Tisch mit dunkelroter Decke. Darauf ein Buch mit der Rückenaufschrift »Medicina practica«. Vor dem grauen Hintergrund eine Äskulap-Herme.



Leinwand H. 87, B. 68. – 1925 erworben aus Freiburger Privatbesitz. – Lit.: F. Kuetgens, in: Aachener Kunstblätter XIII/XIII, 1926, S. 8. – Bastiné-Ausstellung Aachen 1927, Kat. Nr. 29. – Kuetgens, Joh. Baptist Jos. Bastiné, 1928, S. 57 und Abb. 51 oder Festschrift der Aachener Kunstblätter, 1928, S. 121 und Abb. 94. – Gemäldekatalog des Suermondt-Museums, Nr. 26.

Aachen, Suermondt-Museum

50. Grab des Choleraarztes Dr. Hartung

Mit keinem anderen Namen ist das schicksalschwere Ereignis der ersten Choleraepidemie der Aachener Geschichte so eng verbunden wie mit dem des

Arztes Josef Hartung, Medicinæ Doctor. Sein Grab liegt auf dem Ostfriedhof, unweit des Friedhofeinganges. Er gehörte zu jenen Ärzten, die von der preußischen Regierung angesichts der drohenden Cholera Gefahr im Jahre 1831 nach Ostdeutschland geschickt wurden, um dort beim ersten Auftreten der Seuche an Ort und Stelle Erfahrungen über diese rätselhafte Krankheit zu sammeln. Hartung, in Mayen 1805 geboren, war bei Übernahme dieses verantwortungsvollen Auftrages also erst sechsundzwanzig Jahre alt; er erlebte das den abendländischen Ärzten völlig neue Bild der Cholera im September 1831 in Berlin – hier fiel damals der Philosoph Hegel dieser Krankheit zum Opfer – und anschließend in Breslau, Brünn, Wien und Prag. Nach Aachen zurückgekehrt leitete er schon im Frühjahr die ersten vorbereitenden Maßnahmen für den Fall eines Choleraausbruches ein, vor allem die Bereitstellung eines Sonderspitals im ehemaligen Dominikanerkloster (Jakobstraße), Einteilung der Stadt in zehn »Reviere«, denen je ein Arzt vorstand, Errichtung einer »Kontumaz-Anstalt« (= Quarantäne für Ansteckungsverdächtige) im Bongardkloster und schließlich die Belehrung der Bevölkerung. Seine Erfahrungen aus Ostdeutschland und Österreich veröffentlichte er in der von Dr. Zitterland in Aachen herausgegebenen »Cholera-Zeitung«. Als in den ersten Septembertagen 1832 der so lange befürchtete Choleraausbruch erfolgte, übernahm Hartung die Leitung des Sonderspitals und die Führung in der Seuchenabwehr; einen eingehenden Rechenschaftsbericht erstattete er im Jahre 1833¹. Diese Schrift ist auch heute noch wegen ihrer glänzenden Krankheitsbeschreibung, ihrer nüchternen Beobachtung und kritischen Auswertung des Erlebten von bleibendem Wert, um so mehr als die Cholera seit 1866 nicht mehr in Aachen beobachtet worden ist und damit zu einer »historischen Seuche« wurde.

Hartungs Verdienst ist vor allem darin zu erblicken, daß er im Meinungsstreit seiner Zeit sich auf die Seite der »Kontagionisten« stellte, also die Ansicht verfocht, daß ein Ansteckungsstoff die Seuche weiterverbreite. Die Gegner dieser Auffassung leugneten jede Infektiosität dieser Krankheit, beschuldigten tellurische Einflüsse und Miasmen als Ursachen und unterließen in verhängnisvoller Weise alle Maßnahmen, die diese Infektionskrankheit hätten eindämmen können. Zwar hatte man auch beim Choleraausbruch in Aachen die Abflußkanäle der Thermalquellen geöffnet, um das »Miasma« durch die Schwefelwasserstoffdünste zu vertreiben; aber Hartung hat in seiner Schrift den Nachweis geführt, daß gerade in den Straßen mit Ther-

malwasserkanälen die Cholera stark auftrat, während in Straßen ohne diesen »antimiasmatischen« Schwefeldunst keine Krankheitsfälle beobachtet wurden.

Die Bemühungen Hartungs wurden durch einen bemerkenswerten Erfolg belohnt, die Letalität der in Aachen an Cholera Erkrankten gehörte zu den niedrigsten von ganz Preußen. Trotzdem erscheint sein Name nicht mehr in den Akten, als im Jahre 1849 die Seuche erneut ihren Einzug in Aachen hielt. Man schlug die Erfahrungen des Jahres 1832 in den Wind², und so hatte diese Epidemie denn auch die längste Dauer und die größte Zahl an Todesopfern in der Aachener Cholerageschichte. Hartung starb in Aachen im Jahre 1863 im Alter von achtundfünfzig Jahren³.

¹ Hartung (J.), Die Cholera-Epidemie in Aachen in Folge höhern Auftrags beschrieben. Aachen 1833.

² Stadtarchiv Aachen, Ratsprotokolle d. Stadt Aachen v. 31.7.49.

³ Ein Bild dieses Arztes findet sich als Abb. 24 in: E. Schmitz-Cliever, Die Heilkunde in Aachen, 1963.

Aachen, Ostfriedhof

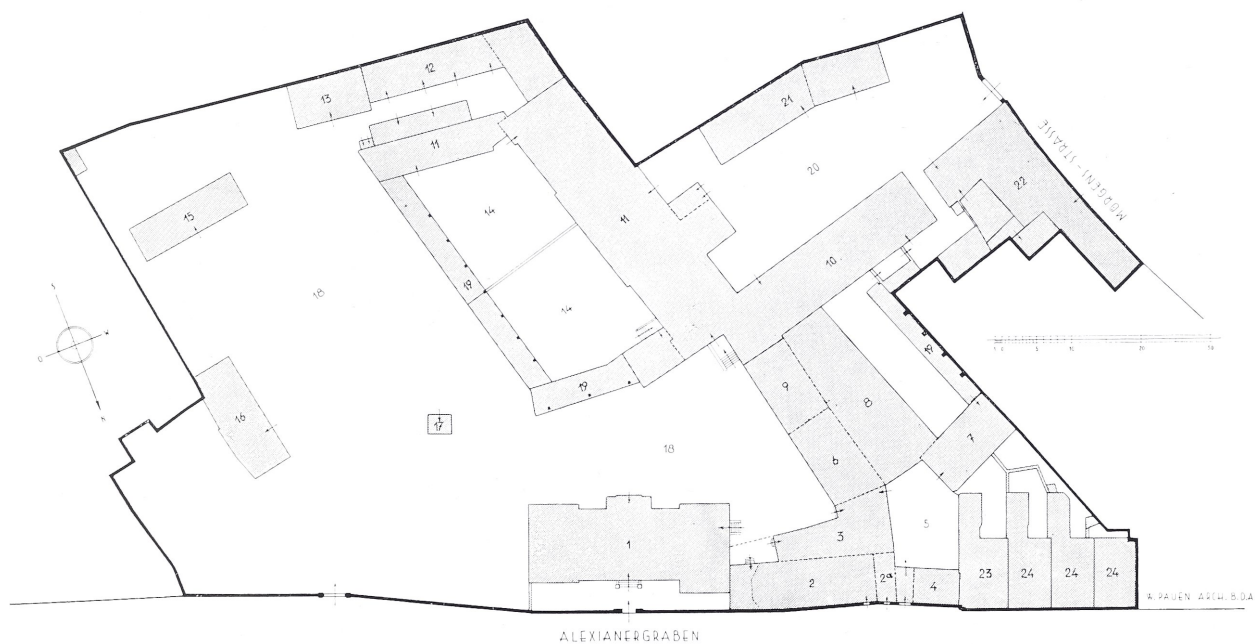
Nachtrag:

51. Zum Lazarusrelief (S. 17)

Das Motiv des armen Lazarus, der an den Palaststufen des reichen Prassers in Krankheit und Elend

dahinsiechend um ein Almosen bittet, hat die Künstler wegen des dramatischen Gegensatzes zwischen grenzenloser Genußsucht und tiefster menschlicher Not immer wieder zur Gestaltung aufgefordert. Man hat oft in dem kranken Bettler einen Leprosen erkennen wollen, doch ist es bei der strengen Handhabung der Absonderungsbestimmungen im Mittelalter wenig wahrscheinlich, daß ein Aussätziger sich frei unter den Bewohnern einer Stadt bewegen durfte. An bestimmten Tagen des Jahres durften sich die Insassen der Leprosorien zu einem Bettelzug in die Stadt begeben, wie wir es aus einem Bilde von Pieter Breughel kennen. Der hier dargestellte Bettler aber läßt alle Zeichen der Lepra vermissen, vor allem fehlen die Zerstörungen im Gesicht und an den Fingern und Zehen (Lepra mutilans). Der Ausschlag an den Unterschenkeln ist eine realistische Wiedergabe eines Ekthyma, also einer eitrigen Dermatoze, die durch Verschmutzung und Verwahrlosung entsteht, ein Krankheitsbild, das heute kaum noch zu beobachten ist, das aber während der beiden Weltkriege unter den Truppen rasch um sich griff, wenn die Hygiene darniederlag. Bei dem in früheren Jahrhunderten in kaum vorstellbarer Weise verbreiteten Bettlerelend muß dieses Ekthyma, wie es hier dargestellt ist, eine alltägliche Erscheinung gewesen sein.

Mutterhaus der Genossenschaft der Alexianerbrüder in Aachen – Lageplan i. J. 1922 (zu S. 206/207).



- 1 Krankenhausgebäude, Clemensbau, erbaut 1880. 2 Kapelle, erbaut 1683. 2a Klostereingang, erbaut 1683, Pforte aus dem Jahre 1632. 3 Klostergebäude, erbaut 1669. 4 Brauerei, erbaut 1632. 5 Alter Brauhof.
6 Klostergebäude, erbaut 1669, restauriert 1774. 7 Klostergebäude, erbaut 1872/73. 8 Klostergebäude, erbaut 1683. 9 Altes Refektorium, erbaut 1669, restauriert 1774. 10 Krankenhausgebäude, Zellenbau, erbaut 1896.
11 Krankenhausgebäude, Quirinusbau, erbaut 1888. 12 Arbeitsräume. 13 Waschküche. 14 Hof für unruhige Kranke. 15 Treibhaus. 16 Schreinereigebäude. 17 Gartenhäuschen, genannt »Villa Clemens«.
18 Garten. 19 Halle. 20 Wirtschaftshof, Nellessenhof. 21 Wirtschaftsgebäude, erbaut 1912/13. 22 Werkstättengebäude und Wohnhaus Mörgensstraße 5. 23 Arzthaus. 24 Wohn- und Geschäftshäuser.